Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 30 (1948)
Heft: 27

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 04.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 9. Juli 1948 | Erscheint jeden Freitag | 30. Jahrgang Nr. 27

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fike A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Ende Feuer!

El. St. Auf den 1. Juli ist vom eidgenössischen Kriegsernährungsamt die Lebensmittelrationierung vollständig aufgehoben worden. Damit fallen nun auch die letzten coupon bedingten Nahrungsmittel wie Speisefette, Oele, Mehl und Reis wieder in die Kategorie der frei beziehbaren Artikel.

Das K. E. A. äußert sich zu dieser, nach neunjähriger, konsequent durchgeführten Rationierung folgendermaßen:

„Damit findet ein fast neunjähriger ereignisreicher Abschnitt der schweizerischen Ernährungswirtschaft sein Ende. Das eidgenössische Kriegsernährungsamt weiß, daß die Rationierung in unserem Lande ihren Zweck nur erfüllen konnte, weil die überwiegende Mehrheit aller Schweizer, zumal während der Mangeljahre, gewillt und bereit war, sich den behördlichen Weisungen und Anordnungen in einsichtsvoller und disziplinierter Art zu unterziehen. Darüber hinaus hat die große Mehrzahl der unmittelbar und mittelbar Beteiligten, vor allem die Produzenten und Importeure, die Geschäftsinhaber und ihr Personal, die kantonalen und kommunalen Verwaltungen und ganz besonders die Schweizerfrauen, weder Arbeit noch Mühe gescheut, um unter den schwierigen Verhältnissen der Kriegszeit den unvermeidlichen Verbrauchseinschränkungen zum Erfolg zu verhelfen. Das Eidgenössische Kriegsernährungsamt stattet denn auch dem Schweizervolk den herzlichsten Dank ab."

Aber in seinem kürzlich herausgekommenen Tätigkeitsbericht erweitert es diesen Dank noch folgendermaßen und in einer Art und Weise, die allen denen eine Freude bereiten muß, welche die Einhaltung der Vorschriften, den Verzicht auf schwarze Käufe und die möglichst gute Bewirtschaftung des Vorhandenen als Gewissenssache betrachtet haben.

Minister Dr. E. Feißt schreibt da auf Seite 16:

„Es wäre eine Unterlassung, wenn wir in diesem Zusammenhang nicht die tadellose Haltung und die große Opferbereitschaft der schweizerischen Arbeiter und der breiten Konsumentenschichten in den größeren und kleineren Städten rückhaltlos anerkennen würden. Gerade diese Leute mit ihren relativ bescheidenen Einkommen, haben ein außerordentliches Maß von Einsicht und Zurückhaltung an den Tag gelegt, die höchstes Lob und Anerkennung verdienen.

Zum Schlusse dieses Abschnittes müssen wir aber noch einer weiteren Kategorie gedenken. Das sind die Hausfrauen, die in erster Linie und am stärksten von den kriegswirtschaftlichen Maßnahmen und Einschränkungen betroffen worden sind. Ihrer Anpassungsfähigkeit, ihrem fachlichen Können und ihrer Virtuosität, die Einschränkungen durch ihre hauswirtschaftliche Findigkeit zu mildern, ist es weitgehend zuzuschreiben, daß die Mangelwirtschaft während des Krieges erfolgreich gemeistert werden konnte. — Deshalb war es eine selbstverständliche Pflicht, die Frauenvereine und ihre beruflichen und gemeinnützigen Organisationen zur engen Mitarbeit mit dem K. E. A. heranzuziehen.

Die wertvolle Unterstützung, die uns von dieser Seite ebenso freudig wie zuverlässig gewährt wurde, verdient ganz besondere Erwähnung. Die Feststellung, daß bei den periodischen und offenen Orientierungen des konsultativen Frauenkomitees über die Versorgungslage und über die in Aussicht genommenen Maßnahmen nicht ein einziges Mal eine Indiskretion vorkam, ist im Hinblick auf die diesbezügliche Boshaftigkeit des Volksmundes zweifellos gerechtfertigt und bezeichnend zugleich."

Wir danken Dr. Feißt für diese Worte der Anerkennung, welche alle diejenigen, die Glaubens sind, daß auch im Staat die gemeinsame Arbeit von Mann und Frauen nützlich sei, ganz besonders freuen.

Nun möchten aber auch wir Frauen noch einmal unseren Dank aussprechen, an die Behörden, die Landwirtschaft, und dort besonders, an deren so sehr überlastete Frauen; möchten ihn aber auch mit besonderer Nachdrücklichkeit aussprechen an den Detailhandel und dort besonders und im speziellen auch an das Ladenpersonal, das in einer unerschütterlichen Ruhe und Geduld seinen Dienst getan hat, und auch gegen solche Hausfrauen freundlich geblieben ist, die ihm das Leben nicht immer leichter gemacht haben.

Daß wir Frauen dadurch, daß wir die übrigens immer mit viel Anpassung an bestimmte Vertrauenskategorien erlassenen Vorschriften des K. E. A. gewissenhaft erfüllten, daß wir — es sei nicht verschwiegen — durch viel persönliche Anstrengung und Mehrarbeit mitgeholfen haben, unser Land und Volk durch eine schwere Zeit durchzubringen, ist uns eine Freude und eine Genugtuung. Denn es ist wohl immer so, daß gerade die Treue im Kleinen und Kleinsten große Wirkungen hat, und deshalb der Erfolg unserer Rationierung neben der Einsicht und Voraussicht der Behörden der Mit- und Kleinarbeit jedes Einzelnen zu verdanken ist, der sich gewissenhaft ihr unterzogen hat.

Und nun die Moral von der Geschichte: Nach den gemachten Erfahrungen sollte es sich jede Hausfrau, die es irgendwie kann, zur Pflicht machen, wieder nach und nach einen kleinen Vorrat von dauerhaften Lebensmitteln anzulegen, denn man vergesse es nicht, die Welt ist noch kein Friedensparadies, sondern ein unterirdisch brodelnder Vulkan, bei dem es zu jeder Stunde zum Ausbruch kommen kann!

•

Mit großer Freude und Genugtuung erfüllt uns die Verleihung des Dr. med. h. c. an Herrn Muggli durch die medizinische Fakultät der Universität Zürich, bei Anlaß ihrer Verfassungsfeier vom letzten Sonntag.

„Bekenntnis der deutschen Frau zur Demokratie"

Frauentagung in Frankfurt a. M.

Deutschland feierte kürzlich mit einer Festwoche den hundertjährigen Gedenktag an die erste deutsche Nationalversammlung im Mai 1848 in der Paulskirche in Frankfurt a. Main. Mitten in mit Fahnen und Tannen geschmückten Trümmern stand die für diese Feier wiedererstellte Kirche als Wahrzeichen des Willens des deutschen Volkes zum Wiederaufbau: „damit wir in ehrbarer, rechtschaffener Arbeit, in Fleiß, Demut und Selbstzucht wieder würdig werden, gemeinsam mit allen Nationen um die Palme des Erfolges in edlem Wettstreit zu schaffen" — wie der Initiant der Festwoche, W. Kolb in einer Ansprache sagte. Daß dieser Aufbau vom ganzen Volk — nicht nur von den Männern — geleistet werden solle, kam deutlich an dem Interzonalen Frauenkongreß, einem integrierenden Teil der Festwoche, zum Ausdruck. Er wurde unter dem Motto: Bekenntnis der deutschen Frauen zur Demokratie durchgeführt.

Aus den verschiedenen Landesteilen und Besetzungszonen waren 600 Delegierte der Frauenorganisationen gekommen, in festlicher Stimmung, glücklich, endlich wieder einmal Gelegenheit zur Fühlungnahme von Stadt zu Stadt, von Besetzungszone zu Besetzungszone zu haben. Als eine der wenigen ausländischen Gäste, als Delegierte des BSF an dieser Tagung teilzunehmen, war ein eindrückliches Erlebnis.

An der feierlichen Kongreßeröffnung in der Universität begrüßte u. a. der sozialistische Oberbürgermeister von Frankfurt, W. Kolb, die Kongreßteilnehmerinnen und stellte die große Bedeutung der Gemeinschaftsarbeit von Männern und Frauen in den Vordergrund. Ein ausdrückliches Bekenntnis zur Demokratie bildeten die Ansprachen älterer und jüngerer Vertreterinnen der deutschen Frauenbewegung: der Pionierin Dr. E. Lüders, Berlin, Frau Reventlow, München, Regierungspräsidentin Th. Bähnisch, Hannover und Dr. Wuesthoff, Lindau. Sie betonten die Freude an der zum ersten Male wiedererlangten Möglichkeit zu gemeinsamer Arbeit, zum Meinungsaustausch, betonten den Willen zum Frieden und zur Einheit Deutschlands. Man gewann den Eindruck von Frauen, die durch vielfaches Leiden und äußere und innere Schwierigkeiten wohl schwer belastet, jedoch nicht erdrückt wurden, von Frauen, die in starkem Willen geeint, der großen Verantwortung für ihr Land bewußt, sich einsetzen für den Wiederaufstieg ihres Volkes.

Eine öffentliche Frauenkundgebung im historischen Rahmen der Paulskirche wurde ganz von Frauen bestritten, incl. des von einer Frau dirigierten Chores, der die große, öffentliche Feier mit Schütz's Motette: „Gieb unsern Landen und aller Obrigkeit Freid und gut Regiment" stimmungsvoll einleitete und mit „Aus der Tiefe ruf ich zu Dir" würdig und der Zeit entsprechend beschloß. Die Festreden klangen, nach interessantem Rückblick auf die deutsche Frauenbewegung, in dem Bekenntnis aus, „nur durch eine innere Umkehr des ganzen Volkes ist der Aufstieg Deutschlands nach dem jetzigen Tiefstand möglich". Protestantische und katholische Rednerinnen brachten übereinstimmend die Notwendigkeit des Weges zu Gott und mit Gott überzeugend zum Ausdruck. Der starke Beifall des die große Kirche gedrängt füllenden Publikums verdeutlichte, wie sehr die Zuhörerinnen diese Anschauung der Rednerinnen teilten.

Der zweite und dritte Kongreßtag bildeten die eigentliche Arbeitstagung, in welcher in zahlreichen Vorträgen und Diskussionsvoten die Aufgaben der Frauen für den Frieden, in der Politik und im Alltag durchgearbeitet wurden, von Vertreterinnen der verschiedenen Richtungen, von jungen und älteren Frauen beleuchtet. Wie groß die Verantwortung der Frauen auf politischem Gebiet heute ist, geht besonders deutlich aus der Tatsache hervor, daß auf 100 stimmberechtigte deutsche Männer heute 170 Frauen kommen. Diese politischen Rechte wurden, nach Ansicht der Rednerinnen, bisher nicht voll ausgewertet. „Sonst wäre die Katastrophe von 1933 nicht möglich gewesen" — in Zukunft sind sie zum Wohle des Volkes viel intensiver auszunützen.

Zu den Vorträgen „Frauenaufgaben für den Frieden" brachten zwei Vertreterinnen der während des Krieges von den Deutschen besetzten Länder besonders wertvolle und eindringliche Ergänzungen. Sie sprachen von der Besetzungszeit in Holland und Norwegen — noch klangen die erlittenen Qualen und Demütigungen, die dem ganzen Volke und insbesonders den Frauen und Kindern in jener Zeit zugefügt wurden, in den Worten der Holländerin und der Norwegerin stark nach. Trotzdem sind beide nach Frankfurt gekommen, um den versammelten deutschen Frauen ihren Glauben an das Edle in einem großen Teil des deutschen Volkes zu bezeugen, um den deutschen Schwestern die Hand zu reichen zu gemeinsamer Zukunftsarbeit, denn „Liebe ist stärker als Haß". Auch das Votum einer führenden Vertreterin der amerikanischen Besetzungsmacht zeigte mit großem Nachdruck und viel Wärme den guten Willen zur Ueberwindung aller Gegensätze und Schwierigkeiten. Die Worte dieser Ausländerinnen, wie auch Voten der Schweizerinnen fanden starken Widerhall in der Versammlung. Sehr freundlich war auch die Aufnahme, die wir Schweizerinnen in Frankfurt fanden, zeigte deutlich die Freude über das der

Bundesfeier 1948

Kauft Karten und Marken!
Helft mit im Kampf gegen die Tuberkulose!

Unser neues Feuilleton

Durch die Freundlichkeit von Fräulein Marg. Goetz, der bekannten Kindermalerin und Tochter des begabten und leider so früh verstorbenen Schöpfers der herrlichen Oper „Der Widerspenstigen Zähmung", Hermann Goetz ist uns ermöglicht worden, einen Teil der Erinnerungen ihrer Großmutter herauszugeben. Wir freuen uns über diese intimen und tapferen Schilderungen von Frau Emilie Wirth-Jäggli, die zweimal innert eines Jahres im Segelschiff die große Reise nach und von Australien zurück gemacht hat, mit ihrer kleinen Tochter Laura, die später die Gattin des Komponisten gemorden ist. Dies nur zur Orientierung über die Herkunft des reizvollen Tagebuchs, das uns durch verwandtschaftliche Bande schon lange bekannt und nun dem Frauenblatt zum Erstdruck anvertraut wurde, wofür wir herzlich dankbar sind.

Die Redaktion

Erinnerungen von Emilie Wirth-Jäggli in Winterthur aus den Jahren 1844—1855

Januar 1859

Du erbatest dir als Weihnachtsgeschenk von mir die Beschreibung deines jungen Lebens. Gerne will ich dir diesen Wunsch erfüllen und verspreche dir, jede Woche ein solches Blättchen zu liefern, bis ich damit zu Ende bin. Dagegen erwarte ich dann, daß du dein Versprechen auch halten werdest und diese Blätter als den Anfang deines Tagebuches betrachten mögest, das du nunmehr selbst fortführen wirst. — Damit dir aber alles recht klar vorliege, muß ich dir noch einige Verhältnisse deiner Eltern vor deiner Geburt erläutern.

Im Jahre 1840 war ich mit meiner lieben Mutter auf dem Rigi im kalten Bad und lernte da deinen seligen Vater kennen und lieben. — Er warb um mich und wir feierten an seinem Namenstage, dem 13. Juli 1841 unsere Verlobung. — Er war damals Associé von Herrn Th. Fröbel, Kunst- und Handelsgärtner im Seefeld bei Zürich und sie erfreuten sich eines blühenden Geschäftszustandes. Zu der Zeit verlangte Winterthur gerade eine Verschönerung seiner Umgebung, dein Vater machte den Plan zu unsern Anlagen, über deren Lieblichkeit wir uns erst jetzt recht freuen können, und diese Geschäfte brachten ihn denn öfters zu mir herüber.

Mittlerweile wurden Anstalten zum neuen Haushalt gemacht. Herr Würth, der im Balgrist bei Zürich ein kleines nettes Häuschen bewohnte, ließ alle nöthigen Einrichtungen treffen um seine junge Frau dort einführen zu können und ich meinerseits wurde mit allem Nöthigen und Unnöthigen ausgestattet.

Da erhielt Herr Würth unerwartet einen Brief von einem Advokaten Beifuß aus Eimbeck im Hannöverschen. Derselbe sagte ihm: er halte es für seine Pflicht und hoffe, es werde sein letztes gutes Werk sein, das er auf Erden verrichte, wenn er ihn aufmerksam mache auf eine reiche Erbschaft, die ihm von Gott und Rechtswegen zukommen müsse, von einem Onkel, der als Arzt alt und unverheiratet gestorben sei und sich vor seinem Tode vergebliche Mühe gegeben habe, seine rechtmäßigen Erben aufzufinden, weshalb er denn dem Waisenhaus in Göttingen 20 000 Taler sowie noch manchen Bedürftigen kleinere Vermächtnisse gemacht habe. Den übrigen größeren Theil des Vermögens habe er der Regierung übergeben, gegen gute Verwaltungsunkosten, bis die rechtmäßigen Erben sich gefunden hätten. (Er lebte und starb im Lauenburgischen.)

Herr Würth erinnerte sich dieses Onkels, man hatte ihm schon während seiner Lehrzeit im botanischen Garten in Göttingen gerathen, er solle sich ihm vorstellen. Da er jedoch von anderer Seite vernahm, der Alte sei geizig, so dachte er: da ist doch nichts zu holen und bekümmerte sich nicht mehr um den alten Geizhals. — Später reiste Herr Würth nach der Schweiz ab, wo denn der alte Onkel gänzlich in Vergessenheit gerieth. — Infolge dieses Briefes aber reiste Herr Würth nach dem Hannöverschen, woselbst er noch seine Mutter und eine einzige verheiratete Schwester hatte, die zusammen in ärmlichen Verhältnissen in Barterode lebten. (2 Stunden von Göttingen und 1 Stunde von Dransfels entfernt.) Diese freuten sich sehr, ihn wiederzusehen und erblickten in ihm einen Rettungsengel. Sie mußten ihn zu bereden, seinen Wohnsitz bei ihnen aufzuschlagen, und träumten sich goldene Berge davon. Ein ränke-voller Mäkler, Namens Füllgrabe wurde ihm als Freund seines Schwagers vorgestellt und dieser bot sich an, für sie beide eine herrliche rentable Mühle zu kaufen, nebst vielen dazu gehörigen Gütern. —

Der Vorschlag wurde angenommen und Füllgrabe kaufte die reizende Behausung noch ehe sie Würth gesehen hatte. — Daraufhin kam er wieder zurück nach der Schweiz, trennte sich von seinem Associé, und überließ mir die Wahl, ihm nach der neuen Heimat zu folgen oder nicht. Aber ich hing mit einer Innigkeit an ihm, daß ich ihm überallhin gefolgt wäre. So feierten wir denn den 2. September 1844 in der Pfarrkirche zu Winterthur unsere Hochzeit und reisten einige Tage später nach der Anschnippe Mühle, unserer nunmehrigen Heimat ab.

Der Abschied von meinen Lieben und dem Vaterlande wurde mir erleichtert durch meine Unerfahrenheit und durch die große Liebe, mit der ich an meinem Gatten hing, für den ich mit Freuden alles geopfert hätte. Ich freute mich des Daseins und machte mir die lieblichsten Vorstellungen von ehelichem Glück, denkend, zwei liebende Herzen können durch nichts in ihrem Einklang gestört werden und meine Ansprüche beschränkten sich ja bloß auf Liebe. Bis dahin hatte ich aber keinen Begriff von Entbehrungen gehabt, denn meine Tage waren dahingeflossen wie eine ungetrübte Quelle. Ich kannte weder die Welt noch die Menschen, noch mich selbst. Während der ganzen Reise war mein Gatte still und einsilbig und eine unerklärliche Angst machte auch mich stumm und betrübt. Auf unserer letzten Station in Dransfeld angekommen, mußten wir noch eine Stunde weit zu Fuß gehen, um unsern Bestimmungsort zu erreichen. Der Weg führte uns über hügeliges Heideland, bis wir endlich in einem Thalgrunde ein paar rote Dächer erblickten, die uns nach diesem langen Marsche durch die Obstbäume hindurch freundlich zuzuwinken schienen und die mein Mann mir als unsere neue Heimat bezeichnete.

Dicht am Hause floß ein ziemlich starker Bach hin, der das Räderwerk der Mühle trieb und über denselben lag eine alte, bemooste, halbzerfallene Brücke, bei deren Ueberschreitung mir die Herzschläge zu stokken anfingen. Mit wenigen Schritten hatten wir über einen Teil des schmutzigen Hofes kommend, den

deutschen Frauenbewegung entgegengebrachte Interesse. Im persönlichen Verkehr mit den deutschen Frauen verschiedener Landesteile betonten die Frauen immer wieder ihre Sehnsucht, wieder über die Landesgrenzen hinaus zu kommen, wieder Kontakt mit andern Völkern, andern Anschauungen zu nehmen. Unzählige Male wurde auch die große Dankbarkeit für die Hilfe der Schweiz bekundet, die uns allerdings, angesichts der vorhandenen Not, sehr gering erschien. Deutlich zeigte es sich, daß sich die Pflichten der Nachbarvölker gegenüber dem notleidenden Deutschland nicht in Sammlungen und Hilfspaketen erschöpfen dürfen. So wichtig diese im Augenblick auch sind, erscheint die Hilfe auf geistigem Gebiet doch ebenso erwünscht und mindestens ebenso nötig, um den Mut der sich sehr tapfer im harten Alltag wehrenden Frauen zu stärken und ihnen das Vertrauen des Auslandes in die Zukunft der heute so darniederliegenden Nation zu zeigen.

M. v. Meyenburg

Die Zustände in China

Ein Leser des Frauenblattes vermittelt uns folgende erschütternde Tatsachen aus China, wo die Zustände für dieses arme, tapfere Volk immer unhaltbarer werden.

„Mein Brief soll per Luftpost befördert werden; letzte Woche war das Porto noch 170 000 Dollars, vielleicht ist es heute wieder mehr; denn gestern stiegen die Preise für Lebensmittel stündlich. Ein Sack Mehl, der noch während des Krieges 2 Dollar kostete, galt gestern Abend über 9 Millionen Dollar! Eier kauften wir früher 120 Stück für einen Dollar, gestern kostete das Stück 40 000 Dollars. Was kommen wird, können wir nicht wissen, es scheint der Anfang vom Ende zu sein.

Niemand behält Geld, alles kauft Lebensmittel ein. Banken bezahlten 30 Prozent Zinsen im Monat, aber niemand traut den Banken. Die hohen Beamten und Kaufleute leben teils vom Schmuggel, andere mit niedern Gehältern verkaufen alles, was sie besitzen, um nicht zu verhungern.

Die amerikanische Hilfe wird von vielen abgelehnt, besonders von den Intellektuellen, wegen der Gefahr des Abhängigwerdens, und der Behauptung, daß nicht alle Geschenksendungen an Qualität einwandfrei seien. (Aber, aber!)

Was die Regierung am Land und den Menschen gesündigt hat, ist himmelschreiend; der schreckliche Bürgerkrieg ist ein Geschenk von außen — und wer den Mund auftut, wird ins Gefängnis gesteckt oder verschwindet spurlos. Die Missionsschulen machen den großen Fehler, zu sehr den reaktionären Geist zu pflegen. Wer denkt und die Wahrheit spricht, wird als „Kommunist" verhaftet. Aber der Mut der Chinesen ist bewunderungswürdig. Nicht alle wollen nur Geld haben, wie es jetzt oft aussieht, nein es hat unzählige, die sich wahrhaft aufopfern und die sich vor dem Tode nicht fürchten.

Armes Land, armes Volk!"

Der so schreibt lebt schon lange in China und kennt die Verhältnisse aus Erfahrung.

Die Frau im Aktivdienst einmal anders gesehen

Es ist begreiflich und gut, daß eine Luftschützlerin endlich einmal gegen all die oberflächlichen Urteile und Hiebe Stellung nimmt, die man immer noch hören kann gegenüber Luftschutz und F. H. D. von Frauen, die viel weniger geleistet haben für ihr Land, während des Krieges. Red.

Vorerst möchte ich um Entschuldigung bitten, wenn ich mir auch einmal erlaube, ein paar Worte in die Zeitung zu schreiben. Eigentlich fehlt mir dazu das nötige Selbstbewußtsein, denn ein solches braucht es doch, wenn man dem Leser zumutet, die eigenen Weisheiten zu lesen.

Was mich dazu veranlaßt, zu obigem Thema Stellung zu nehmen, das sind die vielen, feinen Nadelstiche und oft auch verletzenden Bemerkungen, die jene Frauen immer noch einheimsen müssen, die während des Krieges für unser Vaterland Dienst leisteten. Es war nicht immer eine freiwillige Sache. Bei mir beispielsweise hieß es: „Sie sind zum Luftschutz ausgezogen worden und haben zur Rekrutierung zu erscheinen, ansonst ein ärztliches Zeugnis zu erbringen sei." Ich mußte mir erst gründlich überlegen, ob ich als Witwe — nach so hartem Schicksalsschlag — überhaupt noch Kraft genug habe, neue Pflichten zu übernehmen oder ob ich es machen sollte, wie so viele andere, die sich aus irgend einem Grund ein Zeugnis ausstellen ließen. Der Helferwille siegte und mein Entschluß war gefaßt.

Nur wer schon Militärdienst getan hat, kann hierüber urteilen. Zwar dauerte unsere Rekrutenschule nur drei Wochen. Doch für eine Frau diese ganze Zeit im gleichen, gestreiften ungewaschenen Ueberkleid arbeiten zu müssen und zwar bei Sonne und Regen und die Nächte auf Strohlager in einem kellerähnlichen Gemach liegen, das war für eine reinliche Frau keine leichte Sache. Später gab es dann eine Ausgangsuniform, an deren Stelle die, meisten lieber einen kleidsamen Hosenrock gehabt hätten, aber wir wurden nicht gefragt.

Beim F. H. D. und den Rotkreuzfahrerinnen lagen die Dinge ein wenig anders. Das war eine freiwillige Sache. Aber auch da gab es viele, die sich aus aufrichtigem Helferwillen zur Verfügung stellten und auch Tapferes leisteten. Schwarze Schafe gibt es natürlich überall, selbst in den edelsten Gemeinschaften.

Das berechtigt aber nicht, alle in einen Topf zu werfen. Ist es darum zuviel, wenn man bittet, nun endlich mit den oft verletzenden Bemerkungen gegenüber den Luftschutz- und F. H. D.-Frauen aufzuhören? Wie viele — man redet nicht davon — haben ihren Helferwillen mit Krankheit und auch Tod bezahlt. Denken wir nur an die unglücklichen Luftschutzfrauen von Zürich, und wir werden uns hüten, liebos zu urteilen.

Wenn ich an eine meiner Kameradinnen denke, die einen kranken Vater zu pflegen hatte, den Haushalt besorgen mußte — und wohlverstanden, einen gepflegten Haushalt — verwundere ich mich heute noch, wie diese liebe Tochter es noch fertig brachte, bei nächtlichem Fliegeralarm und oft 7 mal pro Nacht pflichtgetreu auf der Alarmzentrale zu erscheinen, während so viele sich ruhig im warmen Bett auf die andere Seite legen konnten.

Ich glaube nicht, daß jene Frau, die Dienst gemacht hat, weniger feinfühlend, weniger Sinn für Kunst hat oder gar eine weniger gute Mutter und Erzieherin ist, als jene, die sorgsam gehütet daheim bleiben konnte. Meine Kameradinnen waren größtenteils Mädchen, die schon Schwesternablösungen in Spitälern versehen haben. Viele sind nun endgültig vom Dienst befreit und auch ich habe im Sinn, meinen Abschied zu nehmen. Ich bereue aber doch nicht, Luftschutzsoldat gewesen zu sein. Manch feine und liebe Kameradin habe ich kennen gelernt und vor allem kann man erst gerecht urteilen, wenn man selber dabeigewesen ist.

Zum Schluß noch ein Wort von Goethe:

Kindlein, liebet einander und wenn das nicht gehen will, laßt wenigstens einander gelten.

A. M.-V.

Pro Infirmis, Dienst an den Aermsten

Obwohl die gesamte Pro Infirmis-Arbeit im Zentralsekretariat zusammengefaßt und von diesem geleitet wird, hat doch jede einzelne Pro Infirmis-Stelle im Lande herum ihr eigenes, selbständiges Leben, worüber die vier, uns zur Verfügung stehenden Jahresberichte orientieren.

a) Jahresbericht der Invaliden-Fürsorge der Ostschweiz, oberer Graben 14, St. Gallen.

b) Jahresbericht der Freiburgischen Fürsorgestelle für Gebrechliche, Spitalgasse 1a, Freiburg.

c) Jahresbericht 1947 der Aargauischen Fürsorgestelle Pro Infirmis, Laurenzvorstadt 71, Aarau.

d) Jahresbericht der Fürsorgestelle der Kantone Luzern, Ob- und Nidwalden, Murbacherstraße 29, Luzern.

a) Jahresbericht der Invaliden-Fürsorge der Ostschweiz

Es braucht nicht erst ausgeführt zu werden, wie schwer es für einen Gebrechlichen ist, sich im Lebenskampf zu behaupten. Ohne Hilfe ist er in der Gefahr, zertreten zu werden oder in Not und Elend seine Last mühsam durch das Leben schleppen zu müssen. Können wir uns das Maß an Beglückung vorstellen, das durch die Hilfeleistung in ihm hervorbricht? Da es in einer egoistisch orientierten Welt nicht selbstverständlich ist, daß Menschen sich dafür einsetzen, ihren ärmern Brüdern zu helfen, bedeutet das Hilfserlebnis immer eine besonders eindrückliche und tiefgreifende Erfahrung, die von der Invaliden-Fürsorgestelle der Ostschweiz aus 314 Gebrechlichen geschenkt werden konnte. Geholfen wurde mit Beratungen, mit der Anschaffung und Reparatur von Prothesen und orthopädischen Apparaten, mit Heilbehandlungen z. B. bei Kinderlähmungsfällen, Klumpfüßen, Verkrümmungen, mit der Ausbildung von Invaliden. Mit der Anschaffung von Invalidenwagen und mit Arbeitsvermittlung. Wenn mit dieser äußern Hilfe schon sehr viel Gutes geschaffen werden konnte, so ist dabei nicht weniger wichtig, daß mancher Hilfsbedürftige, dem die Hand gereicht wurde, auch wieder neuen Lebensmut, neue Lebensfreude, neuen Glauben an das Gute in der Welt finden konnte.

b) Jahresbericht der freiburgischen Fürsorgestelle für Gebrechliche

Auch hier wurde den verschiedensten Arten von Gebrechlichen, 259 an der Zahl, auf die verschiedenste Weise Hilfe gebracht. Auch hier begegnen wir der von der Liebe getragenen Absicht, den Gebrechlichen einem sinnvollen Leben innerhalb der menschlichen Gemeinschaft entgegenzuführen, ihn beruflich einzugliedern und soweit als möglich selbständig zu machen durch zweckmäßige Behandlung, Ausbildung, Pflege, Erziehung und Beratung.

Wenn im Jahresbericht darauf hingewiesen wird, daß das Wirken der Fürsorgestelle noch weiteren Kreisen bekannt gemacht werden sollte, „damit einerseits alle Gebrechlichen, die der Hilfe bedürfen, gemeldet werden und damit anderseits, angesichts der tatsächlichen Erfolge, noch bestehende Vorurteile und Widerstände abnehmen", so möchten wir mit unseren kurzen Ausführungen dazu mithelfen, dieses Ziel zu erreichen. Denn es ist ein gutes, schönes Ziel.

c) Jahresbericht der aargauischen Fürsorgestelle Pro Infirmis

Der aargauischen Fürsorgestelle wurden im Berichtsjahr 198 Gebrechliche neu gemeldet, 721 standen schon vorher unter ihrem Schutz und Fürsorge, die weiter betreut wurden. Es ist ein Werk, das nach dem eingangs des Berichtes angeführten Motto von Hoffnung getragen wird: „Unsere Arbeit ist Kleinarbeit, die viel Geduld und Ausdauer verlangt, doch trösten wir uns: Ein Tropfen kann in der Masse zur treibenden Macht werden." (Amelie Moser-Moser). Aus dem kleinen Keim kann sich ein großer Baum entfalten, wenn ersterem wirkliches Leben innewohnt. Und der Fürsorge-Arbeit wohnt wirklich Leben inne, nämlich lebendige Liebeskraft, die überall dort sichtbar wird, wo ein Hilfsbedürftiger Hilfe erfährt.

Eine wesentliche Aufgabe erblickt die Fürsorgestelle in der Hilfe an gebrechlichen Kleinkindern. Je früher die Hilfe einsetzt, um so besser.

d) Jahresbericht der Fürsorge-Stelle der Kantone Luzern, Ob- und Nidwalden

Auch diesem Bericht ist ein Motto beigegeben, diesmal ist es ein Gotthelfwort: „Die Gebrechlichen sind da, damit die Liebe flüssig wird." Also auch hier: Liebe ist Anfang und Ende jeder rechten Fürsorgetätigkeit.

Die 1936 gegründete Fürsorgestelle hat, nach einer anfänglichen Beanspruchung durch 320 Gebrechliche im Berichtsjahr 2300 Hilfsbedürftigen die Hand geboten. Wahrlich ein überzeugender Beweis der Notwendigkeit, aber auch der Kraft der Liebe.

Es versteht sich von selbst, daß mit der steigenden Zahl der Hilfesuchenden und der Hilfeleistungen auch die Mittelbeschaffung Schritt halten muß. Darum die Bitte um tätige Unterstützung. „Christliche Liebe ... bleibt nicht beim Mitleiden stehen, sondern hilft ... und überwindet ... Christliche Liebe will fließen und sich betätigen .."

Die Bitte um Unterstützung gilt nicht nur für die eben erwähnte Fürsorgestelle, sondern für jede. Denn es handelt sich um ein Werk, das vor Gott und Menschen zu Recht besteht, das aber nur gedeihen kann, wenn ihm die Möglichkeit gegeben wird, das, was es erstrebt, praktisch durchzuführen.

Dr. E. Brn.

Politisches und Anderes

Die Parlamentswahlen in Finnland

haben den Kommunisten große Verluste, dafür den Bauern vor allem und auch den Sozialdemokraten Gewinne an Sitzen gebracht. Der bisherige kommunistische Ministerpräsident wird zugunsten eines Sozialisten abzudanken haben. Die Wahlen verliefen ruhig und einmal mehr hat das finnische Volk — auch seine Frauen sind Wählerinnen — seine politische Selbständigkeit bezeugt. So stellt sich Finnland außenpolitisch in eine Reihe mit den skandinavischen Ländern.

Aufsehen erregte

der zwischen Moskau und Marschall Tito ausgebrochene Konflikt. Der Machthaber von Jugoslawien geht selbständigere Wege, als diejenigen der Kominform, der kommunistischen Internationale.

Der Waffenstillstand

in Palästina läuft am 9. Juli ab; eine Wiederaufnahme der kriegerischen Handlungen ist zu befürchten, denn die Araber haben die Friedensvorschläge Graf Bernadottes abgelehnt, weil sie keinen selbständigen jüdischen Staat gelten lassen wollen; und die Juden lehnen ihn ab, weil sie nicht einverstanden sein können mit der Uebergabe der Stadt Jerusalem an die Araber, resp. an Transjordanien. Bernadotte bemüht sich nun um eine Verlängerung des Waffenstillstandes, damit für neue Verhandlungen Zeit gewonnen würde.

Der österreichische Bundeskanzler,

Leopold Figl, dem seit 1945 — nachdem er sechs Jahre lang im Konzentrationslager gefangen gehalten worden war — sein hohes Amt anvertraut worden ist, weilte, um der Schweiz den Dank Oesterreichs abzustatten, in Bern. An einer Pressekonferenz legte er die Lage Oesterreichs und die Schwierigkeiten, mit denen man dort zu kämpfen hat, dar. Der Bundeskanzler stellt trotz allem einen wirtschaftlichen Aufschwung fest, der der Währungsreform zu danken sei; diese habe zu einer starken Preissenkung geführt.

In Montreux

tagt gegenwärtig der Jüdische Weltkongreß, beschickt von Delegierten aus 64 Ländern. Er vertritt die Interessen der jüdischen Gemeinschaften in aller Welt außerhalb Palästinas und sprach sich in der Generaldebatte dafür aus, daß der Kongreß gemeinsam mit den progressiven und demokratischen Kräften in der Welt für Recht und Freiheit einstehen wolle. Es zeigte sich der Gegensatz der Auffassungen zwischen den Vertretern aus den „Volksdemokratien" und denjenigen aus westlich orientierten Ländern. Die Delegierten der Oststaaten haben die Ideologie ihrer Staaten übernommen, während die Delegierten aus U. S. A. und England den Standpunkt einnahmen, daß der Weltkongreß für keine Mächtekoalition Partei ergreifen dürfe, sondern sich ausschließlich den gemeinsamen jüdischen Interessen annehmen und dabei mit den fortschrittlichen Kräften in allen Ländern zusammenarbeiten solle. Diesem Standpunkt schloß sich auch die Vertretung des schweiz. israelitischen Gemeindebundes an.

Ein neues Kirchengesetz

ist für den Kanton Zürich in Vorbereitung. Es ist darin vorgesehen, Frauen und Ausländern (letzteren nach einer Karenzzeit von fünf Jahren) das kirchliche Stimm- und Wahlrecht zuzusprechen. Doch soll die Frau weiterhin vom Pfarramt ausgeschlossen bleiben. Also will man weiter zurückgehen als man in den Zwanzigerjahren dieses Jahrhunderts gegangen war, als zwei Pfarrerinnen zum Amt gelangten. Beide bewährten sich als Pfarrrin. Pfr. Elise Pfister bis zu ihrem Tode und Pfr. Rosa Gutknecht auch heute noch an der ehrwürdigen Kirchgemeinde Großmünster. Doch seither „wehrte man den Anfängen", ließ keine Frauen mehr zum vollen Amte zu und will nun offenbar auch in Zukunft diese Einschränkung aufrecht halten.

Empfang im Wattenwylhaus

In den Zeitungen war ein Bild zu sehen: Herr und Frau Bundesrat Etter im Gespräch mit einer Indierin im malerischen Sari. Als Minister für Gesundheitspflege in Indien wurde Frau Rajtumari Amrit Kaur von unserer Regierung bewirtet und wir hoffen, daß solche Begegnungen mit führenden Politikerinnen aus dem Ausland unseren leitenden Staatsmännern und deren Gattinnen die Gewohnheit geben, die politische Mitarbeit der Frau immer mehr selbstverständlich zu finden. Auch bei uns!

E. B.

Eingang des Hauses erreicht, woselbst wir in dem Hausflur von einer armselig aussehenden Bauersfrau mit rotgeweinten Augen bewillkommt wurden, die mir mein Mann als seine Schwester vorstellte. Eine Treppe höher waren wir in unserer Wohnung angekommen. Diese bestand aus Stube, zwei Kammern, Küche und Winde. In die Stube eintretend fand ich diese sehr alt, düster und leer. In dem ziemlich großen Zimmer war nichts zu sehen als einige Rohrsessel und ein eiserner Ofen. Zwei Kreuzstäbe gingen gegen den Hof und einer in westlicher Richtung nach dem Tale, wo der Mühlenbach sich durchwand und an dessen Ufer man in einiger Entfernung noch eine Mühle sah. Um aber etwas durch die Fenster zu sehen, mußte ich mich auf die Fußspitzen stellen, so hoch waren die Brüstungen, was dem Charakter der Stube etwas Gefängnisartiges gab. Um es uns einigermaßen angenehm zu machen, brachten uns unsere Verwandten alsbald ein altes Ruhebett, einen grosen und einen kleinen rotbemalten tannenen Tisch nebst Schemel, was einstweilen unser Ameublement ausmachte. Die Kammern lagen nach Norden gegen den Bach zu und machten den nämlichen Eindruck, wie die Stube, durch welche man in dieselben gelangte. Die eine diente uns zum Schlafgemach und war mit einigen Wandschränken versehen, die andere war für die alte Mutter bestimmt. Diese bewillkommnete uns recht freundlich und freute sich, nun zu unserer Haushaltung zu gehören, wo sie hoffte, mehr Ruhe genießen zu können, als bisher. Ich meinerseits nahm mir vor, dem guten Mutterli alles zu tun, was ihm nur irgend angenehm sein könnte. Sie war eine hohe schlanke Gestalt, von schön aufrechter Haltung, trotz ihrer siebenzig Jahre, und ihr Kopf trug noch Spuren von früherer großer Schönheit. Sie hatte ihre blonden, mit grau vermischten Haare zurückgekämmt und trug darüber ein dreiteiliges, blau und weiß indiennenes, eng anliegendes Häubchen, das ihr sehr gut stand. Dann hatte sie ein enganschließendes, wollenes Wams an, nebst einem weiten kurzen Rock und Schürze. Die gutmütige Alte war gewohnt, bloß Plattdeutsch zu sprechen, da ich aber anfänglich kein Wort davon verstand, so bemühte sie sich in meiner Gegenwart immer des Hochdeutschen.

Endlich erschien auch der Schwager, der als Pächter über die Mühle und Oekonomie eingesetzt wurde und aufs Bereitwilligste und ohne Widerrede in alle Vorschläge meines Mannes einging. Er trug ein ewiges Lächeln auf seinen Zügen, das Leichtsinn und Schwäche zugleich verriet. Dieser Mann hatte fünf Kinder, 2 Knechte und 2 Mägde mitgebracht. Im Stalle standen 2 Pferde, die man richtiger Gerippe genannt hätte, ebenso 2 Kühe von gleicher Art und 2 Esel. Dann waren nebst 2 alten, etwa 40 junge Schweine angeschafft worden, auch Gänse, Enten, Hühner und Tauben. Der Hof wurde alle Tage ein paarmal durch all dieses Vieh belebt. Mein Mann sah zum voraus, daß die eingeernteten Früchte nicht hinreichten, um all dies Vieh zu überwintern und es stellte sich bald heraus, daß die so viel gerühmte Mühle kaum die Menschen ernähren konnte, die darin wohnten. Dazu fehlte allenthalben etwas, das notwendig in den Stand gesetzt werden mußte, so daß immerwährend Arbeitsleute jedes Handwerks gehalten werden mußten. Immerwährend mußte mein Mann die Hand in der Tasche halten um zu bezahlen, wir wurden förmlich ausgesogen. Anfänglich tröstete sich Würth mit der Hoffnung auf die verheißene Erbschaft, jedoch umsonst. Es verstrich ein Monat nach dem andern, zuletzt ein ganzes Jahr ohne Resultat. Indessen bewegte sich dein Vater in rastloser Tätigkeit und scheute keine Mühe in Verbesserung der Oekonomie und Mühle, um einen besseren Erfolg zu haben, jedoch umsonst; ein eigenes Mißgeschick begleitete alle seine Unternehmungen, sie blieben sämtlich erfolglos. Dabei häuften sich die trüben Erfahrungen je länger je mehr für uns auf, was deinen Vater in eine anhaltend ernste, unzufriedene Stimmung versetzte, die keine Liebenswürdigkeit mehr zuließ. Dies machte mich, die gern ein wenig gehätschelt werden wollte, namenlos unglücklich. Ich liebte deinen Vater treu und innig wie nur ein weibliches Herz lieben kann, und nahm mir deshalb vor, keine Klage laut werden zu lassen, im Gegenteil, ich machte die größten Anstrengungen, ihn zu erheitern und zu trösten und versicherte ihn mit Wort und Tat meiner unveränderlichen Liebe, doch alles umsonst. Da fühlte ich meine schwachen Kräfte wanken und es drängte sich mir die Gewißheit auf: der Mensch sei nicht bestimmt, sein Glück in andern Menschen zu finden, er habe es in Gott und in sich selbst zu suchen. Diese Wahrnehmung war für mich sehr, sehr bitter, allein ich sah die Wahrheit derselben so klar vor mir, daß ich nicht mehr daran zweifeln konnte. Wie aber ein Glück in sich selbst finden, wenn alle Lebenslust und aller Lebensmut gebrochen ist? Ich betete um Kraft von oben und sie wurde mir gewährt. Nur Gott allein vertraute ich meinen Kummer, nur er allein sah meine unzähligen Tränen und hörte meine Klagen. Jesus Christus wurde von nun an mein schönstes Vorbild im Leiden, diesem wollte ich nachstreben und mein ganzes Wesen sollte von seinem Geiste der Wahrheit und der Liebe durchdrungen und geläutert werden.

Im Verlauf des langen kalten Winters stellte mein lieber Mann mich nach und nach seinen Bekannten auf dem Lande vor, die alle 1 bis 2 Stunden von uns entfernt wohnten, uns aber sehr freundlich aufnahmen und zu häufiger Wiederholung unserer Besuche ermunterten.

So kam der Frühling heran und mit dem Schmelzen des Schnees schwoll der Mühlenbach so an, daß er aus seinem Bette austrat, und indem er seinen Lauf durch die Güter nahm, großen Schaden anrichtete. Der ganze Keller füllte sich mit Wasser, so daß alle Erdäpfel unter Wasser lagen und eine große beschwerte Tonne mit Sauerkraut im Keller umherschwamm wie ein Fisch. Es mußte schnell Hülfe geholt werden und 6-8 Mann hatten mehrere Wochen bis an die Knie im Schlamm und Wasser stehend zu arbeiten an einem Damm, der dem Bach wieder ein altes Bett anweisen und für die Zukunft die Gefahr fürs Haus abwenden sollte.

In all diesen Trübsalen belebte mich noch die Hoffnung auf die Ankunft meiner lieben Mutter, die mir auf den Sommer ihren Besuch versprochen hatte. Zwar konnte ich lange nicht mit mir einig werden,

Regionales Treffen in Neuveville

Schweizerfestfreude herrschte unter den Bielerfrauen, welche sich am Bahnhof versammelt hatten. Der freie Nachmittag sollte uns nach Neuveville-Neuenstadt führen, wo die Frauenstimmrechtsvereine von Colombier, Neuchâtel, Neuveville und Biel zusammentrafen.

Nachdem alle Teilnehmerinnen — eine recht eindrucksvolle Anzahl — sich eingefunden hatten, begab sich der Zug unter der Leitung von Herrn Dr. de Quervain zur Besichtigung des malerischen Städtchens. Seine Ausführungen lassen im Rahmen ehrwürdiger Gebäude ein Stück Schweizergeschichte aufleben. Da ist das Progymnasium, worin Carl Spitteler während 3 Jahren seinen Lehrerberuf ausübte; nicht weit davon, das riesige Bellelay-Haus, welches vom Bischof von Basel erstellt, nach der Französischen Revolutionszeit vom Staate Bern erworben wurde und noch heute der Rebbaugesellschaft Bern als Kelterhaus dient. Eng schmiegen sich die hellen Häuser mit den Giebeldächern zwischen dem untern und obern Stadttor aneinander, einen bunten Flecken bildend in der ebenmäßig grünen Weinberglandschaft. Früher dienten sie zugleich als Schutzmauern, fensterlos auf der Stadtaußenseite und wurden durch 8 trotzige Türme verstärkt. Graues Gestein, Zeuge der Vergangenheit, die Gegenwart leuchtet aus dem freudigen Rot der Geranien auf deinem Gesims!

Der vierkantige Rathausturm ist Neuenstadts Wahrzeichen. Er winkt uns von weither zu und verspricht allerlei Interessantes. Das Stadthausarchiv ist eine wahre Fundgrube. Aelteste, fein illustrierte Manuskripte wie auch Inkunabeln späteren Datums befinden sich darin. Herr Dr. de Quervain gibt uns Gelegenheit, diese wertvollen Schriften zu durchblättern und näher zu betrachten. Der historische Rathaussaal bietet den würdigen Rahmen dazu. Uns Frauen interessiert besonders ein alter Kaufbrief aus dem 15. Jahrhundert, aus welchem hervorgeht, daß, um ein Grundstück zu erwerben, der Käufer der Zustimmung seiner Ehefrau bedurfte.

Das wertvollste Dokument des Archivs dürfte wohl das Pergament mit der Unterschrift Heinrich des Vierten, König von Frankreich, sein. Er bittet darin die Neuenstadter, Geduld zu haben, seine Kasse stehe nicht gut in diesem Augenblick, doch werde er den Söldnern den Lohn für die geleisteten Dienste später auszahlen. Die Neuenstadter haben auch öfters den Krieg auf ihrem eigenen Boden erlebt. Die große Burg „Schloßberg" oberhalb der Stadt ist vom Bischof von Basel als Schutz gegen die Grafen von Neuenburg an der Grenze seines Territoriums errichtet worden. So kommt es, daß Neuenstadt heute nicht nur an der Kantonsgrenze Bern-Neuenburg liegt, sondern auch an der Grenze der beiden Sprachgebiete.

Nach dem Rathaus besichtigten wir noch die „Blanche Eglise". Auch sie ist ein historisch wertvolles Gebäude. Ursprünglich eine katholische Kapelle hat sie die Stürme der Reformationszeit mitgemacht, wurde vergrößert und dient nun als protestantisches Gotteshaus.

Nachdem wir den bewegten geschichtlichen Ereignissen gefolgt waren, riefen uns die Gastgeberinnen in eine sehr angenehme Gegenwart zurück. Sie hatten für unser leibliches Wohl reichlich gesorgt und führten uns zu einem Tee, verschönert durch Blumen und Gesang.

Madame Ketterer hieß uns mit der ganzen Liebenswürdigkeit der welschen Art willkommen. Sie gab ihrer Freude über diese Zusammenkunft unserer verschiedenen Vereine Ausdruck und betonte die Notwendigkeit unserer Zusammenarbeit, um den „ennemi commun" zu bemeistern. Diese temperamentvolle Redewendung veranlaßte Dr. de Quervain als einziger, anwesender Herr zu einer witzigen Bemerkung, worauf Madame Ketterer lächelnd präzisierte, sie spreche nicht vom „Mann" im allgemeinen, sondern nur von den rückständigen selbstbewußten Herren, die den Frauen jede Mitarbeit in der Oeffentlichkeit absprechen.

Madame Ricoud und Mlle. Waldvogel erzählten über die Abstimmung im Kanton Neuenburg, welche die Rechte der Frauen betraf. Sie teilten uns die Erfahrung mit, welche sie während der Propagandakampagne gesammelt haben. Beachtenswert ist die Summe der gespendeten Gelder, welche ihnen zufloß. Was aber uns Bielerinnen, die von unserem ruhigen Kanton aus interessiert hinüber geschielt hatten, an der Propagandaarbeit jedoch unbeteiligt blieben, besonders auffiel, ist der Mut und die Zuversicht, welche die Neuenburgerinnen noch immer auszustrahlen wissen. „Was heute nicht ist, kann Morgen geschehen" darf als ihr Leitgedanke gelten.

Frau Boder berichtete über die Arbeit in der Vormundschaftskommission der Stadt Biel, von welcher sie Mitglied ist. Es gibt nur ganz wenige Frauen in der Schweiz, die in solche Kommissionen gewählt wurden und es wäre wünschenswert, so führte Frau Boder aus, daß mehr Mitarbeiterinnen ernannt würden. (Wer ernennt sie, so lange nur Männer wählen? Red.)

Nur zu rasch rückte der Augenblick des Abschiednehmens heran, doch klang in ihm das Versprechen des Wiedersehens. Die Zusammenkunft in Neuenstadt hat alle Teilnehmerinnen so begeistert, daß wir solche regionale Treffen von Zeit zu Zeit durchführen wollen.

Auf der Heimfahrt schweifen meine Gedanken zurück zu den frisch-lebendigen Neuenburgerinnen und den blühenden Geranien auf dem alten, abbröckelnden Gesims. Sind sie nicht beide Sinnbilder der Gegenwart auf verbrauchtem, undankbarem Boden?

R. G.

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 25 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Getrennte Schlafzimmer!

Man findet es oft, daß sich Eheleute nach mehrjähriger Ehe zu getrennten Schlafzimmern bekennen, trifft aber nur selten jungverheiratete Paare, die sich gleich von Anfang an so eingerichtet haben. Ganz „modern" verschrieene junge Leute haben allerdings oft aus praktischen Erwägungen, oft aber auch aus vorahnender Erkenntnis den „gefährlichen" Versuch gewagt, überhaupt kein eigentliches Schlafzimmer zu möblieren, sondern zwei oder drei Wohnzimmer mit je einer Couch!

Seien es nun ästhetische, finanzielle oder hygienische Gründe, die diese Menschen bewogen haben mögen, unsern Brauch des gemeinsamen Schlafzimmers nicht zu beachten — jedenfalls ist nichts darüber bekannt, daß sie deswegen in ihrer Ehe unglücklich geworden wären! Und doch gibt es tatsächlich Leute, die Angst davor hätten, einen Versuch zu unternehmen in dieser Richtung, und wenn sie noch so sehr darunter leiden müßten, daß der Ehepartner schnarcht oder eine lästige „Möbeli" hat. Sie würden es als Gefahr für ihre Ehe betrachten, hier den ersten Schritt zu tun. Sehr oft ist es natürlich so, daß nur der eine vom andern nachts gestört wird, oder daß jemand einfach nichts von einer räumlichen Trennung wissen will, und das nicht immer nur aus Liebe und übergroßer Anhänglichkeit, sondern mehr noch aus engherzigen, und recht egoistischen Motiven.

Selbstverständlich wird es immer Eheleute geben, alte und junge, die beide eine Trennung gar nicht wünschen oder die überhaupt den Platz dafür nicht hätten, wenn sie auch wollten. In vielen andern Fällen aber können zwei nette Wohn-schlafzimmer für beide Ehegatten eine Wohltat sein. Ganz abgesehen davon, daß jeder Mensch seine eigenen Liebhabereien und nicht immer angenehmen Angewohnheiten mit in die Ehe bringt, die er manchmal auch dem andern zuliebe nicht ganz aufgeben möchte, ist es auch aus hygienischen Gründen begrüßenswert, wenn jeder nach seinem Bedürfnis Fenster öffnen und schließen, oder Morgengymnastik treiben kann, wie er will. Ja, sogar lesen und arbeiten könnte man ungestört in seinem eigenen Zimmer, wenn man es nicht vorzieht, das weitaus Beste und Gesündeste zu tun, — nämlich ruhig zu schlafen und ohne durch die Nebengeräusche seines Bettnachbarn gestört zu werden, der vielleicht dann und wann nachts im Traum gesprochen hat, oder was auch vorkommen soll — sich stets in unruhigem Schlaf von einer Seite auf die andere drehte.

Unzählige Menschen, hauptsächlich Frauen erleiden in dieser Beziehung ein wahres Martyrium, weil sie glauben, daß sich nichts ändern lasse und auch oft den Mut nicht aufbringen, einen Vorstoß zu wagen in dieser Hinsicht. Manchmal sieht der Ehepartner erst nach ein paar Tagen oder Wochen ein, daß er auch besser schläft allein und will dann gar nicht mehr zurück. Die Ehe an sich leidet keineswegs durch solche Erkenntnisse, im Gegenteil! Auch wäre es ein Irrtum zu glauben, die körperliche Nähe im gemeinsamen Schlafzimmer festige die Liebe eher als die räumliche Trennung. Darf man doch nie vergessen, daß bei vielen Naturen diese kleine Distanz die Sehnsucht und die Achtung vor einander steigern kann und außerdem vielfach dazu verhilft, allzumenschliche Unzulänglichkeiten zu mildern und zu überbrücken!

Es ist bestimmt nicht ein Hang zur Extravaganz bei der Jugend, oder ein „böses" Zeichen für die Ehe bei ältern Leuten, wenn getrennte Schlafzimmer gewählt werden, sondern im Gegenteil, ein mutiges Sichbekennen zu einer besseren Einsicht. Was für Vorteile und welche Wohltaten diese selbstgewählte „Unabhängigkeit" aber bringen kann — läßt sich im Einzelfall nur selbst ausprobieren. Schon mancher hat sich darnach zu den getrennten Schlafzimmern bekannt, die den Ehepaaren die Stunden notwendigen Schlafes sichern, sodaß sie dann gut ausgeruht und mit frischer Lebensfreude und auch Liebesfreude erwachen, zu freigewählten und gemeinsamen Erlebnissen im Zusammensein.

Renate.

Altmodische Blumen

Seltsam, daß mir die Altmodischen, fast vergessenen Blumen besonders lieb sind. — Vielleicht rührt es daher, daß schon meine Mutter sie liebte, die zarten Verbenen, die fleischigen, saftigen Balsaminen und vor allem: das herzige Kriecherblümchen mit dem eigenartigen Namen Portulak. Portulak, wer kennt ihn schon noch? So anspruchslos ist dieses winzige Blumenkind, daß es fröhlich wächst und in den mannigfaltigsten Farben blüht, am allerliebsten sogar auf völlig sandigem Grunde. Wenn ich an den Portulak von Treggia denke, das war ein richtiger Teppich aus Blumen, auf dem die bestäubenden Bienchen im Oktober noch die zwölf (oder waren es zwanzig?) Farben woben. Da glühte es feuerrot, rosa, scharlachrot, purpurn, lachsrot, rubin —, topasfarben, burgunderrot, schneeweiß, zitronen- und schwefelgelb usw., und nur einen Fehler hatte die seltene Pracht. Sobald die Sonne sie nicht mehr beschien, schlossen sich die Röschen zum Schlaf! Aus diesem Grunde eignet sich der Portulak nicht zur Schnittblume, so wenig als etwa die schwachstengelige Verbene oder die steife, dickliche Balsamine. Er will im Freien das Auge erfreuen; im Bauerngarten ist er zu Hause.

Ja, vom Bauerngarten und vom Landleben her stammt wohl meine Anhänglichkeit zu altmodischen Blumen. Da war doch unsere unvergeßliche Salzhofbäuerin, von der wir jahrzehntelang Milch und Butter bezogen. Was schenkte uns die Gute alljährlich zum städtischen Jugendfest? Einen Maien von Chinesenli- und „gewöhnlichen" Nelken, wohl eingebunden von Bohnen- und Spargelkraut! In ihrem Garten wuchsen auch Strohröschen, Friesli (= die weißen, rosaroten Einfassungsnelken), Frauenherz, Reseden, Phlox. — Aber unsere Mutter besaß noch eine viel seltenere, vornehmere und wundersame Blume: Die samtweiche, dunkelschimmernde Aurikel. Von dieser Pflanze hätten wir Kinder auch nicht eine Blüte zu brechen gewagt. Sie wuchs ja auch nicht so dicht wie das zierliche, gelbbraune Jungferngesichtlein und sie konnte ihre Samen lange nicht so gut auswerfen wie z. B. das blauäugige Gretchen im Grünen, das wir „Spinnli" nannten, weil seine faserdünnen Blättchen es umfingen wie ein Spinngewebe. Wie oft habe ich doch mit meinen Kinderfingern die reife, achtfächerige Spinnlikaspel aufgedrückt und die schwarzen Samen herausrieseln lassen! Fast zu jeder Blume stand ich in einem besondern Verhältnis. So mußte ich z. B. selber erst aus den Kinderschuhen herauswachsen, um die kerzengerade, herrliche Malve, die Klatschrose (warum nicht Papier-Rose?) richtig lieb zu gewinen. Aber immer schon hatten es mir ihre Knospen und besonders auch die Früchte der wilden Malve, das „Chäslichruutes" angetan. Diese pflegten wir zu knabbern, als wäre es ein Hochgenuß.

Chrutnägeli = Levkojen, Rittersporn und Eisenhut, sie alle lassen mein Herz etwas schneller schlagen. Warum? Mit ihnen steht ein Stück glücklicher Kindheit vor mir auf: Altmodische Blumen haben es hergezaubert.

H. Kleiner.

Das Wahlrecht der Frauen auf Grönland

Kürzlich verkündete der dänische Regierungschef, Staatsminister Hedtoft, im dänischen Reichstag, daß die Frauen auf Grönland nun das Wahlrecht bekommen haben. Grönland ist ja bekanntlich Dänemarks einzige Kolonie, und die riesige Insel im fernen Norden hat den Dänen immer besonders am Herzen gelegen. Auf Veranlassung des Nationalrates der dänischen Frauen soll nun auch die Grönländerin das Recht haben, zur Wahlurne zu gehen und ihre Stimme abzugeben. Als Staatsminister Hedtoft diesen Entschluß verkündete, erhoben sich 450 sozialdemokratische Frauen, die anwesend waren, und gaben durch lebhaftes Händeklatschen ihren Beifall kund. Wieder ein Land für das Frauenstimmrecht gewonnen!

Aber in Wirklichkeit ist dieses Wahlrecht der grönländischen Frauen nur theoretisch, da die Grönländer selbständig nur für die Gemeindewahlen wählen und weder ein Grönländer noch eine Grönländerin praktisch die Möglichkeit hat, ihre Stimme für den grönländischen „Reichstag", den sogenannten „Landsraadet" abzugeben. Grönländische Fischer, Seehundfänger und Arbeiter aus den Kryolithbrüchen können ihre Stimme nur durch den Vertrauensmann (Sysselmanden) abgeben, und dieser gibt die Stimmen oft nach eigenem Gutdünken, so daß von einem Wahlrecht eigentlich keine Rede sein kann.

Nun kann man natürlich sagen, daß der Grönländer und vor allen Dingen auch die Grönländerin nicht reif seien, überhaupt eine Wahl treffen zu können, wem sie ihre Stimmen geben sollen. Aber wiederholt ist an den dänischen Reichstag von grönländischer Seite aus die Forderung gestellt worden, die Methode, daß der Vertrauensmann die Stimme für die grönländische „Reichstagswahl" abgibt, abzuändern. Doch bis heute ist in dieser Beziehung noch nichts geschehen — das Reichstags-Wahlrecht ist also rein theoretisch.

Doch zur Gemeindewahl gehen alle Grönländer, und nun haben auch die Frauen Zutritt. Und man nimmt an, daß sich alle Grönländerinnen für dieses Problem interessieren werden. Die Grönländer sind überhaupt in den letzten Jahren viel selbständiger geworden, die absolute Abgeschiedenheit von aller Welt ist durch den Krieg unterbrochen worden. Früher durfte man nur mit besonderer Genehmigung nach Grönland reisen, denn der dänische Staat wollte die Grönländer unter allen Umständen vor ansteckenden Krankheiten behüten.

H. M.

Der Radio Zürich ehrt Else Züblin-Spiller

Wir machen die Leser darauf aufmerksam, daß am **Sonntag, den 11. Juli 1948 von 18.00—18.30 Uhr** eine Radio-Sendung im Studio Zürich stattfindet, die unter dem Titel

„Erinnerungen an Else Züblin-Spiller, Dr. med. h. c."

dem Andenken unserer hochverehrten, lieben Präsidentin gewidmet und von Elisabeth Thommen zusammengestellt ist.

Wir sind überzeugt, daß alle unsere Leserinnen und Mitarbeiterinnen große Freude haben werden, diese Sendung zu hören, die zum größten Teil Zitate aus eigenen Aufzeichnungen der Verstorbenen enthält.

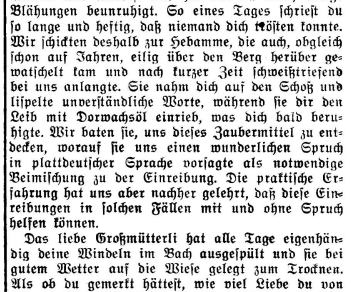
Aus dem Jahresbericht der Zürcher Mittelschule „Athenaeum"

An der Zürcher Mittelschule „Athenaeum" mit ihren Abteilungen Gymnasium, Oberreal-, Handels- und Frauenfortbildungsschule wurden im Schuljahre 1947/48 von 22 Haupt- und Hilfslehrern 150 Schüler betreut, von denen mit Erfolg 12 die Maturität und Aufnahmeprüfung an die E. T. H. bestanden, sowie 14 sich der Handelsdiplomprüfung unterzogen.

Der Schulrat behandelte in 10 Sitzungen unter dem Präsidium von Herrn Arch. Hh. Reimann interne Schulangelegenheiten, während die Lehrerschaft an 6 Abenden des Jahres den Kontakt mit den Eltern aufnahm, um die Belange ihrer Kinder zu besprechen. Außerdem wurden die Eltern während der Schulzeit in regelmäßigen Abständen durch Zwischenzeugnisse über Fortschritte und Rückschläge der Schüler orientiert. Das Internat am Zürichberg beherbergte vor allem die ausländischen Schüler, die trotz ihrer Vielsprachigkeit (mehr als 1 Dutzend Nationen), den Weg friedlicher Verständigung gefunden haben.

Das Hauptziel der Schule neben der wissenschaftlichen Ausbildung, das Erlebnis einer Gemeinschaft, aufgebaut auf den Persönlichkeitswerten jedes einzelnen, wurde zu erreichen versucht durch Exkursionen, einen Sporttag auf dem Sonnenberg und gesellschaftliche Anlässe. Die Handelsschüler konnten ihre Berufskenntnisse erweitern durch Besuch bedeutender Unternehmen.

(tw.)



Camelia-Fabrikation, St. Gallen

---

ob es nicht besser wäre, diesen Besuch abzulehnen, und dadurch der lieben Mutter den Blick in unsere traurigen Verhältnisse zu ersparen, oder ob es besser sei, sie kommen zu lassen und von ihr Rat und Hülfe anzunehmen. Natürlich siegte die letztere Idee. Wir taten unser Möglichstes, um allem in unserer Umgebung einen freundlichen Ausdruck zu geben, um womöglich den schlimmen Eindruck, den sie auf die liebe Mutter machen mußte, zu mildern. Ich zählte Tage und Stunden bis zum Augenblicke des Wiedersehens. Endlich Mitte Mai erhielt ich von Frankfurt aus einen Brief, worin die liebe Mutter uns genau ihre Ankunft bezeichnete. An diesem Tage brachte mir mein Mann einige Tauben, die ich bestens für die liebe Mutter zurechtmachte, während er nach Dransfeld ging, um sie dort abzuholen. Endlich kamen sie gegen Abend bei mir an. Freude und Schmerz mischten sich in der ersten Stunde so stark zusammen, daß wir alle drei stumm weinend zusammensaßen. Endlich ermannte ich mich und dachte daran, meine Tauben hereinzuholen, doch denke dir meine Bestürzung, ich fand die Schüssel leer und halb abgedeckt. Die Katze hatte den Braten gerochen, es war ihr gelungen, den Deckel etwas zu verschieben und sich die schön gebratenen Tauben herauszuholen, wovon nur noch einige kleine Ueberreste in einem Winkel der Küche zu finden waren.

Eine der ersten Fragen der lieben Mutter war, ob wir eine von ihr gesandte Kiste erhalten hätten, die Betten, eine kleine Kinderaussteuer, etwas Schweizerkäse und Kirschwasser enthielt. Als wir dies verneinten, mußte mein Mann sogleich nach Frankfurt schreiben und sich darnach erkundigen. Da hieß es, die beiden letztgenannten Artikel seien Contrebande und der Spediteur wolle es nicht verantworten, sie weiter zu senden. (Ohne Zweifel geliftete er selbst danach.) Mein Mann bat ihn um schnelle Beförderung.

Indessen reisten wir auf einem Leiterwagen mit der lieben Mutter nach Göttingen. Mein Mann stellte uns dort seinem Freund Giseler vor, der Gärtner am botanischen Garten war. Er und seine Frau nahmen uns recht gastfreundlich auf und wir verlebten da im Kreise dieser Familie einige glückliche Tage. Des Nachts erwachten wir immer am Gesang der Nachtigallen, die sich gerne in diesem Garten aufhielten und deren schmelzende Töne uns wahrhaft entzückten. Desto trauriger aber kam mir nachher wieder der Aufenthalt in der Mühle vor.

Bis am 9. Juni erwarteten wir da alle Tage vergebens die gewünschte Kiste, die dann auch sogleich ausgepackt wurde. Sie enthielt soviel Schönes und Nützliches, die liebe Mutter sowie Tante Ida und fleißig gewesen für das noch unbekannte, kleine Wesberta, nebst Cousinen und Freundinnen waren so jen. Sie hatten so viele niedliche Häubchen, Schlüttchen, Strümpfchen und anderes mehr zierlich gehäkelt und gestrickt, daß mich der Anblick aller dieser Liebeszeichen wahrhaft rührte. Es wurden sogleich alle Anstalten zum Empfang dieses kleinen Wesens gemacht, das denn auch gleich tags darauf, am 10. Juni 1845, das Licht der Welt, um 3 Uhr nachmittags erblickte.

Dieses kleine Wesen warst du, liebe Laura, aber niemand freute sich über deine Erscheinung, als das liebe Großmütterchen, es drückte dich als seine erste Enkelin mit unendlicher Liebe ans Herz und hieß dich tausendmal willkommen. Dies zu sehen, tat mir unnennbar wohl, obgleich ich im Stillen immer den lieben Gott bat, das kleine Wesen wieder zu sich zu nehmen, da ich ihm so gerne den Schmerz des Lebens erspart hätte. Doch fügte ich meiner Bitte immer bei: nicht, wie ich will, sondern wie du willst. Und Gott hat gewollt, daß du lebest, liebe Laura, denn er hat dich seither schon durch unzählige Gefahren glücklich hindurchgeführt. Darum wünsche ich, daß du lebest zu seiner Ehre und zu seiner Verherrlichung. Du wurdest am 10. August von Pastor Gollmar in unserer Stube getauft. Deine Taufpaten waren: Das liebe Großeli, das dir den Namen Laura gab, Herr und Frau Niemann aus Dransfeld gaben dir den Namen Marie, Wilhelmine, Herr Apotheker Fabian und Frau aus Adelsleben gaben dir den Namen Sophie und endlich fügten wir der alten Urgroßmutter in Winterthur zu Ehren noch den Namen Margarete bei. Siehst du, deshalb bist du so reich mit Namen beschenkt worden. Im Hannöverschen ist es Sitte, daß man sich für Mädchen mehrere Patinnen, sowie für Knaben mehrere Paten erbittet, von denen jeder oder jede dem Kinde einen Namen und zwar den ihrigen geben. Dein Großmütterli wollte aber nicht, daß du seinen Namen tragen solltest und wählte daher Laura. Erst lange nachher gewahrten wir dann, daß dieser Name an deinem Geburtstag am 10. Juni im Kalender verzeichnet war. So treffen bei dir ganz zufällig Namens- und Geburtstag zusammen.

Das liebe Großmütterli pflegte dich und mich Tag und Nacht mit der größten Treue und Sorgfalt. Ich genas nur langsam wieder, du hingegen gediehst zu seiner und unserer Freude. Du warst gesund und munter und wurdest nur hie und da durch einige Blähungen beunruhigt. So eines Tages schrieb du so lange und heftig, daß niemand dich trösten konnte. Wir schickten deshalb zur Hebamme, die auch, obgleich schon auf Jahren, eilig über den Berg herüber gewatschelt kam und nach kurzer Zeit schweißtriefend bei uns anlangte. Sie nahm dich auf den Schoß und lispelte unverständliche Worte, während sie dir den Leib mit Dormachsöl einrieb, was dich bald beruhigte. Wir baten sie, uns dieses Zaubermittel zu entdecken, worauf sie uns einen wunderlichen Spruch in plattdeutscher Sprache vorsagte als notwendige Beimischung zu der Einreibung. Die praktische Erfahrung hat uns aber nachher gelehrt, daß diese Einreibungen in solchen Fällen mit und ohne Spruch helfen können.

Das liebe Großmütterli hat alle Tage eigenhändig deine Windeln im Bach ausgespült und sie bei gutem Wetter auf die Wiese gelegt zum Trocknen. Als ob du gemerkt hättest, wie viel Liebe du von deinem Großmütterli empfingest, warst du, obgleich gegen alle freundlich, doch am freundlichsten mit ihm. Eines Abends, du warst etwa elf Wochen alt, hatte dich das liebe Großmütterli auf dem Arm und betrachtete die purpurrot untergehende Sonne, auf einmal wurdest du den Glanz auch gewahr und die Freude darüber durchzuckte einen Augenblick deine ganze kleine Gestalt.

Fortsetzung folgt.

Ferien für Hausangestellte 1948

Braden (Graubünden) Fr. 7.50 bis Fr. 8.—. Dauer der Ferienprogramme: Vom 31. Juli bis 14. August. Vom 14. August bis 28. August. Vom 28. August bis 11. September. Vom 11. Sept. bis 25. September.

St. Pelagiberg. Fr. 7.— bis Fr. 7.50. Vom 25. Juli bis 15. August.

Morschach. Vom 5.—19. September Anmeldungen an Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für den Hausdienst. Merkurstraße 45. Zürich 32.

Kleine Rundschau

Fluchtort jugendlicher Delinquenten

In dem bedeutsamen Sammelwerk „Die Prophylaxe des Verbrechens", das den schweizerischen Herausgebern alle Ehre macht, schreibt der bekannte Walliser Psychiater A. Repond in einer Abhandlung über jugendliche Betrüger und Diebe u. a. folgendes:

Typisch für die meisten dieser Patienten war, das Milieu, in welchem sie am besten die Realität fliehen und vergessen konnten. Es ist das Milieu der Tanz- und Nachtlokale. Dort sind für sie menschliche Beziehungen am leichtesten anzuknüpfen und diese bleiben am oberflächlichsten. Dort zeigt auch jeder bloß eine Seite von sich selbst, und zwar diejenige, die am meisten schillert und glänzt. Mit anregendem Geplauder, Aufschneiderei, guter Tanzkunst und genügender Trinkfestigkeit kann man sich dort einen Erfolg leicht sichern. Diese Lokale liefern also die angepaßte Atmosphäre für solche Leute, und sie tragen nicht wenig dazu bei. Von meinen 25 Fällen gab es nur zwei, welche nicht das Verweilen in diesen Dancings über alles gestellt hätten. Ja, in mehreren Fällen war ihnen dieses Milieu ebenso notwendig geworden wie das Morphium für einen Morphinisten." SAS.

Schweizerischer Theologinnenverband

Montag, den 28. Juni, trat der Schweizerische Theologinnenverband zu seiner Jahresversammlung in Kilchberg bei Zürich zusammen. Nach gründlicher Durchberatung neuer Verbandsstatuten, die sich als notwendig erwiesen hatten, wurde der Vorstand erneuert, dessen langjährige, verdiente Präsidentin, Frl. Pfr. Gutknecht, Zürich, ihren Rücktritt genommen hatte, dem Verband aber weiterhin als Vorstandsmitglied zu dienen bereit ist. An ihrer Stelle wurde Frl. Pfr. Dora Ringgenberg, Dulliken/Olten mit dem Präsidium des Verbandes betraut. Der Nachmittag war dem Thema „Relationen zwischen Psychologie und Religion" gewidmet, zu dem Frl. Dr. med. Elsa Kockel aus Zürich, Spezialärztin für Neurologie und Psychiatrie, aus großer Sachkenntnis sprach. Ihre Ausführungen bildeten die Grundlage zu einer fruchtbaren und lehrreichen Aussprache, in der Probleme berührt und abgeklärt wurden, die sich ständig aus dem seelsorgerlichen Dienst der im Amte stehenden Theologin ergeben und zu deren Verständigung und Lösung es nur hilfreich sein kann, den ärztlichen Standpunkt zu kennen. Allgemein wurde dem Wunsche nach engerer Fühlungnahme und Zusammenarbeit zwischen Psychiatrie und Theologie Ausdruck gegeben. E. P. D.

Eine Meisterschützin

Wie wir hören, ist Frl. Dr. Felchlin, Olten, an einem Tir cantonal, das im Rahmen der Rhonefeste im Wallis abgehalten worden ist, als Meisterschützin aus dem Wettbewerb hervorgegangen. Wir gratulieren herzlich!

Ein Vergleich

Die 11 gegenwärtig in Bau begriffenen Kraftwerke, die zusammen 1,5 Milliarden Kilowattstunden zusätzliche Energieproduktion bedeuten, kosten insgesamt 350 Millionen Franken. Diese Summe entspricht kaum der Hälfte der jährlichen Aufwendungen des Schweizervolkes für alkoholische Getränke. SAS.

In Italien

sind eine Reihe, d. h. 24, kommunistisch orientierte Frauen ins Parlament gewählt worden, und zwar ausgerechnet einige Gattinnen und Töchter „prominenter" italienischer Kommunisten wie z. B. Nennis, Luigi Longos, dann eine millionreiche Laura Diaz, eine Taktik der Einfluß-Verdoppelung, die ein Korrespondent aus Rom des Winterthurer Tagblattes als „Politisches Familiengeschäft" bezeichnet. Für die italienische Presse scheint an den parlamentarischen Frauen momentan Aussehen und Toilette das Wichtigste zu sein!

Die Wissenschaft vor einer Entscheidung

Anfangs Juni fand auf Palomar, Kalifornien, die Einweihung des größten Fernrohrs der Welt statt. 800 Personen, die bekanntesten Naturwissenschafter der Vereinigten Staaten, nahmen an der Feier teil. Unter den vielen Festreden war besonders jene bemerkenswert, die im Blick auf die Entdeckungen, die dieses Rieseninstrument ermöglichen wird, fragte, ob der Mensch nicht „mehr Wissenschaft anhäufe, als wir assimilieren können. Der Erzfeind des Menschen ist freilich nicht seine Wissenschaft, sondern seine moralische Schwäche. Die Laboratorien entwickeln heute Waffen, welche unsern Planeten über Nacht in ein gigantisches Schlachthaus verwandeln könnten. Wenn das geschehen sollte, hat den modernen Menschen nicht seine Wissenschaft, sondern der völlige Verfall seiner moralischen Werte verraten. Vielleicht wird uns in dieser Generation zum allerletzten Mal die Entscheidung abgenötigt, ob wir die Wissenschaft für den Aufbau einer vernünftigen Welt oder für die Aufrüstung brauchen wollen. Dieses Teleskop, als großes, neues Fenster in den Weltenraum, wird die Ordnung, Schönheit und Größe der Sternenwelt neu erfassen. Der Mensch aber, verloren in seinem All, dessen Größe er sich nicht vorstellen kann, verbraucht seine Kräfte im Kampf gegen seinen Nächsten, dessen äußerste Bedeutungslosigkeit dieses Instrument ihm zeigen würde." E. P. D.

Autobus auf Seitenwegen von John Steinbeck, Roman. Titel der amerikanischen Ausgabe „The Wayward Bus" Deutsche Uebertragung von Rose Richter (Humanitas-Verlag, Zürich 1948).

Der amerikanische Schriftsteller Steinbeck, in Norwegen mit der „König Haakon-Medaille" für sein Buch „Der Mond ging unter" ausgezeichnet, stellt uns gleich zu Beginn seines, nach mehreren Jahren neu aufgenommenen Romans „Autobus auf Seitenwegen" eine bunt ausgewählte Gruppe von Menschen vor: der aus Mexico stammende Autobuschauffeur Juan Chicoy, naturhaft und liebenswert; seine triebhafte Frau Alice; der durch Minderwertigkeitsgefühle gehemmte Mechanikerlehrling Pimples Carson; das Serviermädchen Norma; die junge Dirne Camille; das Ehepaar Pritchard mit ihrer hübschen Tochter Mildred und andere; sie alle teilnehmend an der abenteuerlichen Autobusfahrt nach San Juan de la Cruz. Steinbeck, die menschliche Gesellschaft vorzüglich kennend und schildernd in ihren repräsentativen Typen als geld- und geschäftsgierig; in ihrer offenen oder verhüllten Triebhaftigkeit; in ihren elementar zu Tage tretenden menschlichen Impulsen, fühlt sich hier mit seinem nackten, beinahe unverschämt zu nennenden Verismus, aber auch mit seinen eingeflochtenen lyrischen Reflexionen (Juan und sein Verhältnis zur Lieben Frau von Guadeloupe) lustvoll wie ein Fisch im Wasser. Freilich möchten wir andern Romanen Steinbecks den Vorteil geben, denn diese sinnlich-schillernde, in Episoden sich abwickelnde Geschichte des festgefahrenen Autobus „Sweetheart" mit seinen Gästen, so locker an der Oberfläche verhaftend, reicht kaum über das Niveau einer, wenn auch brillanten Unterhaltungslektüre hinaus.

Alice Suzanne Albrecht

Radiosendungen für die Frauen

sr. „Heiter und schön" nennt sich der vielversprechende Titel der „Sommersendung für die Frau", die Montag, den 12. Juli um 14.00 Uhr ausgestrahlt wird. An alle fleißigen Italienisch-Schülerinnen: Aufgepaßt: die Sendung „Italienisch für die Hausfrau" steht diese Woche nicht wie üblich am Mittwoch, sondern Dienstag, den 13. Juli um 14.00 Uhr auf dem Programm. Donnerstag, den 15. Juli um 14.00 Uhr erfährt der Zyklus „Wir lernen Schweizer Schriftstellerinnen kennen" eine weitere Bereicherung, indem den Hörerinnen das Leben und Werk der Dichterin Gertrud Bürgi nahe gebracht wird. Anschließend geht das Mikrophon zu einer kleinen Plauderei an Frau Schobiger von der Wollbeckenaktion über. „Berichte aus dem In- und Ausland" sind in der Sendung „Wir und die andern", Freitag, den 16. Juli um 14.00 Uhr, zu vernehmen.

Redaktion:
Frau El. Studer v. Doumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

Hotz A.G. TEIGWAREN
sind Vorzüglich

Schweiz. Verband diplomierter Schwestern für Wochen-, Säuglings- und Kinderpflege
empfiehlt seine angeschlossenen Schulen zur beruflichen Ausbildung in Wochen-, Säuglings- u. Kinderpflege.

Aarau:	Kinderspital mit Kinderpflegerinnenschule
Basel:	Frauenspital mit Kinderspital u. Säuglingsheim
Bern:	Kant. Bernisches Säuglings- und Mütterheim
Chur:	Frauenspital Fontana
Lausanne:	Pouponnière Abri
Neuchâtel:	l'Ecole neuchâteloise d'infirmières d'hygiène infantile et maternelle.
St. Gallen:	Ostschweiz. Säuglingsspital, Volksbadstraße
	Kinderpflegerinnenschule der Hülfsgesellschaft Tempelacker
	Pflegerinnenschule zu Birnbäumen
Zürich:	Schweiz. Pflegerinnenschule mit Krankenhaus
	Mütter- und Säuglingsheim Inselhof
	Säuglingsheim Pilgerbrunnen
	Kinderspital Zürich

Aufnahmebedingungen: Gute Allgemeinbildung mit beruflicher Eignung, zurückgelegtes 20. Altersjahr.

zum Kochen
Backen
Würzen
Braten
die guten
Helvetia Produkte
NOVO-Puddingpulver
mit Vitamin B1 u. C
60 Rp. per Beutel

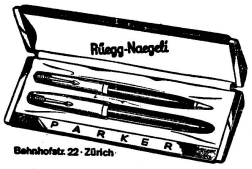
Marthaheim Unterstraße 6, St. Gallen (Nähe Bahnhof) Tel. 2 68 85
nimmt über die Ferienzeit, bis 14. August, Pensionärinnen und Passanten zu bescheidenen Preisen auf. Nähere Auskunft erteilt die Vorsteherin.

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Im Frühjahr
in die Mittelschule
ATHENAEUM
Dr. Ed. Kleinert
Zürich 8/32
Neumünsterallee 1
Tel. 32 08 81

Urahne, Grossmutter, Mutter und Kind zufriedene MERKUR-Kunden sind
KAFFEE, TEE, BISCUITS — BONBONS, CHOCOLADE

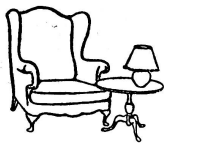


Institut MINERVA
Zürich
Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfinnenkurs

Daheim Bern Zeughausgasse 13
Alkoholfrei geführtes Haus. Gute Küche
Preiswerte Mahlzeiten. Freundl. Hotelzimmer. Sitzungszimmer. Tel. 249 29

Die Pension „LES SAULES" Mont-sur-Rolle
bietet Ihnen:
sorgfältige Verpflegung, Erholung, Zimmer mit fließendem Wasser, Komfort, wunderbare Aussicht auf den See und die Alpen
Autobus-Halt: Mont Dessus
Tel. 7 56 51 Melles. Dufour
Das ganze Jahr offen!

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BENTSCHI, SOHN
ZÜRICH


Wertbeständige Möbel
MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPPICHEN UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WOHNUNG EINE PERSÖNLICHE NOTE. BESICHTIGEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG
MEER
ATELIER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU
MEER + CIE AG. BERN

Profitieren Sie
vom großen
Saison-Ausverkauf
amtlich bewilligt
vom 3.—17. Juli
Enorm reduzierte Preise
Rest- und Einzelpaare wie noch nie
Schuhhaus Spatz AG.
Limmatquai 102 Badenerstr. 49

Wäsche nach Gewicht
das Einfachste für die Hausfrau.
Schonendste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung ihrer Wäsche
Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42

Silber putzen oder Silber pflegen?
Alle edlen Dinge wollen gepflegt sein, wenn ihre Schönheit zur Geltung kommen, und ihr Wert erhalten bleiben soll. Pflegen Sie Ihr Silber mit Werno-Silb, das einen wundervollen Hochglanz erzeugt, ohne das Silber anzugreifen. Am mit Werno-Silb behandelten Silber können Sie einen hauchdünnen Film beobachten, der den Glanz schützt und das rasche Anlaufen verhindert. Werno-Silb, die schweizerische Silberpolitur, ist in Flacons zu Fr. 1.50, 3.50 und 6.— + Wust in Drogerien und Haushaltgeschäften erhältlich. Hersteller: Laboratorium der Drogerie Wernle & Co., Zürich.

Schmerzen in Fuß und Bein? da hilft
P. TREFNY
allein
Zürich 1 Rindermarkt 7
Gegr. 1848 – Tel. 32 22 87

Die wirtschaftliche Situation der Schweiz

im Hinblick auf die schweizerische Hilfsfähigkeit und Hilfstätigkeit gegenüber dem Ausland*

Das häufigste Urteil, das zur Zeit im Ausland über die Schweiz umlaufen dürfte und das wir auch hier oft von Ausländern als ihren ersten Eindruck von der Schweiz hören, — dieses Urteil geht dahin, die Schweiz sei ein Paradies.

Wir selbst wehren uns jedoch instinktiv gegen eine solche Klassifizierung. Wir möchten gerne dieses Urteil richtig stellen, es auf ein vernünftiges Maß reduzieren, unsere Einschränkungen indessen möglichst durch Tatsachen fundieren.

Daher wurde beschlossen, gerade in das Programm der internationalen Tagung des Bundes Schweizerischer Frauenvereine eine Darlegung der wirtschaftlichen Lage der Schweiz aufzunehmen. „Paradies" und „Wirtschaftslage" sind Begriffe, die von vornherein nicht ganz zusammenklingen. So erklärt sich, wie es zur Wahl dieses Themas gekommen ist, das ja an sich kein spezifisches „Frauen"-gebiet berührt.

Warum wehren wir uns denn so dagegen, daß man unser Land als Paradies ansehe? Ist es nicht Undank gegen ein über alle Maßen gütiges Geschick, das unserem Land beschieden war? Ist es nicht krasse Unkenntnis der tatsächlichen Lage in den Ländern rings um uns herum? Leben wir nicht, verglichen mit den übrigen europäischen Ländern, in unserem Land wirklich in paradiesischen Zuständen?

Es ist wahr, daß wir Schweizer und Schweizerinnen fast nur verschämt zugestehen, daß es uns heute materiell gut geht. Es ist richtig, daß wir uns sicher oft nicht genügend bewußt sind, wieviel das auch sonst bedeutet, wie relativ leicht sich politische und soziale Probleme auf einer materiell günstigen Grundlage lösen lassen. Wir sind geneigt, viel zu klagen, mehr von den Schattenseiten als von den Sonnenseiten unserer Lage zu sprechen, und zwar in einem Ausmaß, das gerade die Ausländer befremden muß. Oft sieht es fast so aus, als wenn wir die neidischen Götter nicht auf unser Glück aufmerksam machen wollten.

Oder ist es nicht so sehr die Angst vor den Göttern, warum wir unser Land kein Paradies nennen möchten, als vielmehr die Angst vor den Bitten, die das Ausland an uns, das heile Zentrum eines heimgesuchten Europas, richten könnte?

Wir sind uns natürlich darüber klar, daß das Ausland in uns vor allem das Land sieht, das noch in der Lage ist, zu helfen. Auch die Hilfstätigkeit und die Hilfsfähigkeit der Schweiz hängt jedoch von gewissen materiellen Voraussetzungen ab. Ueber diese materiellen Voraussetzungen wollen wir uns im folgenden möglichste Klarheit schaffen.

Doch sei hier eines vorausgeschickt: Mit wirklich christlichen Maßstäben können wir unsere Hilfstätigkeit nicht messen. Wir sind nicht mit der Witwe zu vergleichen, die zwei Scherflein, „die von ihrer Armut alles was sie hatte, ihre ganze Nahrung einlegte"; wir geben nicht unsern zweiten Rock dem, der keinen hat, wir geben im besten Fall den sechsten oder siebenten, vielleicht auch nur den zehnten oder zwanzigsten. Wir sind keine Heiligen und wehren uns darum auch instinktiv gegen die Bezeichnung unseres Landes als Paradies. Wir sind keine Paradiesbewohner, sondern unvollkommene Menschen. Die menschlichen Belange sind zu stark in uns: nicht nur möchten wir gut essen und trinken, hübsche Kleider und Autos besitzen. Abgesehen von diesen materiellen Genüssen liegen uns ja auch kulturelle und geistige Belange am Herzen: die Kinder sollten gut ausgebildet werden, wir möchten Bücher kaufen, Konzerte — oder auch Frauenkongresse — besuchen. Das alles kostet Geld und geht von dem ab, was wir dem notleidenden Ausland an Hilfe gewähren können:

Jeder Mensch lebt in diesem Dilemma und muß — soweit es ihm überhaupt freisteht — die Wahl treffen, in welcher Reihenfolge und in welchem Ausmaß er die verschiedenen — sagen wir einmal — „Bedürfnisse" befriedigen will.

Sich darüber klar zu werden, was wir tun, was wir als ganzes Volk tun, entspricht auch der im großen und ganzen nüchternen, realistischen Art von uns Schweizern. Die sonstigen Beiträge der Schweiz an die Menschheit sind ja vielleicht keine eigentlichen Spitzenleistungen: die Schweiz ist kein guter Nährboden für wirklich überragende Geistes- oder Kunstleistungen, dazu fehlt die Weite, die Größe. Was wir leisten und beitragen können an die heutige Situation, ist am ehesten Nüchternheit, Realismus in der Erkenntnis der Lage. Wenn wir unsere eigene Hilfstätigkeit im Rahmen der wirtschaftlichen Kräfte unseres Landes prüfen, so demonstrieren wir gleichzeitig damit unsere Art vor dem Ausland. Wie gesagt, wir sind uns bewußt, daß diese Demonstration nichts Begeisterndes, Mitreißendes hat; sondern sie ist nüchtern, realistisch, erdgebunden, so wie wir sind. Aber ist es nicht auch die Aufgabe einer internationalen Tagung, sich auf diese Weise gegenseitig kennenzulernen? Es sei noch einmal wiederholt:

Die Schweiz ist kein Paradies;

auch bei uns regnet das Manna nicht vom Himmel. Darum hängt auch die schweizerische Hilfstätigkeit von irdischen Voraussetzungen, vom Wohlstand unseres Landes ab. Sie wird auch in Zukunft davon abhängen, daß unsere Wirtschaft intakt bleibt. Daß sie bisher intakt geblieben ist, kommt natürlich in erster Linie daher, daß wir vom Krieg verschont geblieben sind, aber doch nicht ausschließlich.

Wenn daher im folgenden einige wichtige Wesenszüge der schweizerischen Wirtschaft und Voraussetzungen des schweizerischen Wohlstandes dargelegt werden, so nicht etwa in der Meinung, daß die Schweiz nachahmbares Vorbild sein könne für andere Länder, sondern darum, weil hier die Voraussetzungen, zugleich aber auch die Grenzen der schweizerischen Hilfstätigkeit sichtbar werden.

Die Schweiz ist, so paradox es heute klingen mag, an sich ein armes Land. Die Bedingungen unseres Wohlstandes sind labil, gefährdet und zwingen uns, wie es uns scheint, mit großer Notwendigkeit zu einer ganz bestimmten Haltung, zu einer bestimmten Politik und setzen auch unserer Hilfstätigkeit relativ enge Grenzen.

Die natürlichen Voraussetzungen der schweizerischen Wirtschaft sind nicht günstig. Der Raum ist eng, der Boden karg und die Bevölkerung dicht. Ein Großteil des Landes besteht aus Fels, Gletschern, Seen oder Wäldern. Auch von der sogenannt landwirtschaftlichen Nutzfläche entfällt ein großer Teil auf die nur sehr extensiv bewirtschaftbaren Alpweiden. Bezieht man die schweizerische Bevölkerung auf das für die eigenen Ernährungsmöglichkeiten maßgebende Acker- und Wiesland, so weist die Schweiz die außerordentlich hohe Bevölkerungsdichte von 807 Menschen pro Quadratkilometer auf und wird nur noch von England und den Niederlanden übertroffen. Vorkriegsdeutschland und Vorkriegsösterreich, ja selbst die jetzigen deutschen Westzonen, nicht zu reden von Frankreich, haben dagegen eine geringere Bevölkerungsdichte pro Quadratkilometer Acker- und Wiesland.

Die Schweiz kann daher ihre dichte Bevölkerung nur ernähren, wenn sie aus dem Ausland große Teile ihres Nahrungsmittelbedarfes einführen kann. Selbst im Krieg, als man durch Umstellung der Vieh- auf Ackerwirtschaft die Versorgung aus dem eigenen Boden — unter beachtlichen Kosten — stark gesteigert hat, konnte nur bei Kartoffeln eine 100-prozentige Eigenversorgung erzielt werden. Zwar fielen auch bei Fleisch, Milch und Milchprodukten sämtliche Einfuhren weg! hier aber wurde der Konsum durch eine entsprechende Rationierung einfach dem geringen Inlandangebot angepaßt. Bei Getreide dagegen deckte selbst im Krieg und bei durch Rationierung beschränktem Konsum die Inlandproduktion nur gut die Hälfte, bei Fetten drei Fünftel des Verbrauchs. Man schätzt, daß normalerweise etwa 60 Prozent der Bevölkerung aus dem eigenen Boden ernährt werden können.

Es sind nun aber nicht nur Nahrungsmittel, die die Schweiz in großem Umfang einführen muß. Auch an Rohstoffen fehlt es der Schweiz fast vollständig. Die Schweiz besitzt keine Kohle, kein Eisen in nennenswertem Umfang, kein Petroleum, keinen Gummi, kein Kupfer, keine Tonerde für Aluminium, keinen Schwefel, keine Rohbaumwolle, keine Seide, nur ungenügend Holz und endlich auch keine Goldvorkommen. Mit Ausnahme von elektrischem Strom und gewissen Baumaterialien müssen alle Rohstoffe eingeführt werden. Kolonien, aus denen man Rohstoffe beziehen könnte, besitzt die Schweiz ebenfalls nicht.

Der Einfuhrbedarf der Schweiz an Nahrungsmitteln und an Rohstoffen ist daher für unser Land sehr groß. Natürlich muß diese Einfuhr mit irgendwelchen Gegenleistungen bezahlt werden. Die Schweiz kann dies nur mit ihren Industrieerzeugnissen und den Leistungen unserer Hotellerie für die fremden Feriengäste und mit den Leistungen unserer Banken und Versicherungen tun. Erfahrungsgemäß sind die Leistungen der Schweiz als Ferienland, eventuell auch noch als Bank-, Handels- und Versicherungszentrum im Ausland einigermaßen bekannt; aber es gibt relativ wenig Ausländer, die sich bewußt sind, daß die Schweiz ein ausgesprochenes Industrieland ist. 45 Prozent der berufstätigen Bevölkerung sind in der Industrie beschäftigt. Wichtigste Industriezweige sind die Maschinenindustrie, die Uhrenindustrie, die chemische Industrie und die Textilindustrie. Normalerweise werden ungefähr drei Viertel unserer Einfuhr mit den Erzeugnissen unserer Industrie bezahlt, der Rest durch die Leistungen der Hotellerie, des Handels, der Banken und Versicherungen und durch Kapitalerträgnisse aus dem Ausland.

Aus diesen kurzen Andeutungen ergibt sich die Wichtigkeit des Außenhandels für die gesamte schweizerische Volkswirtschaft. Können wir unsere Waren und Dienstleistungen nicht an Ausländer verkaufen, so fehlen uns die Mittel, um unseren eigentlichen Existenzbedarf — Nahrungsmittel und Rohstoffe — aus dem Ausland zu sichern. Die Schweiz ist also wirtschaftlich außerordentlich stark mit dem Ausland verflochten. 27 Prozent unserer Produktion gehen schätzungsweise an das Ausland gegen beispielsweise nur 6—7 Prozent in den Vereinigten Staaten.

Dabei sind nun aber — von Natur aus — die Voraussetzungen für eine Industrieproduktion in der Schweiz nicht günstig. Einmal hängt das mit unserer Lage in der Mitte Europas zusammen. Es ist ja ganz schön, das Herz Europas zu sein, aber wirtschaftlich ist es eine kostspielige Sache. Die Rohstoffe für unsere Industrie, die Nahrungsmittel für unsere Bevölkerung müssen alle sehr weit her und namentlich weit über Land transportiert werden. Wie glücklich sind unsere Konkurrenzländer wie England, Schweden, Belgien, die am Meer liegen. Die hohen Transportkosten verteuern die schweizerische Produktion ungeheuer und benachteiligen die internationale Konkurrenzfähigkeit unserer Exportindustrie.

Diesen Nachteil können wir nur bei solchen Produkten aufwiegen, bei deren Herstellungskosten ein verhältnismäßig kleiner Anteil auf Rohstoffe, ein verhältnismäßig großer Anteil dagegen auf Arbeit entfällt. Darum nicht zuletzt hat sich die Schweiz auf hochqualifizierte, relativ arbeitsintensive Produkte spezialisiert. Ein typisches Beispiel sind die Schweizer Uhren. Oder um ein anderes zu nennen: die schweizerischen chemischen Produkte; es werden nicht Produkte der sogenannten Schwerchemie, sondern arbeits-, forschungsintensive Pharmazeutika, Kunststoffe, Farben hergestellt und ausgeführt. Aehnlich bei den Maschinen: Es werden Spezialmaschinen fabriziert, an denen die Forschung der Ingenieure, die Arbeit, die Versuche, die Erfahrung der Techniker und Facharbeiter das Entscheidende ist. Selbst die schweizerische Textilindustrie stellt hauptsächlich arbeitsintensive Qualitäts- und Spezialprodukte her, wie z. B. Stickereien.

Das ist der eine Punkt: Die hohen Transportkosten der Rohstoffe zwingen die Schweiz zur Produktion arbeitsintensiver Produkte.

Der andere Punkt liegt darin, daß die Schweiz selbst ein kleines Land ist, nur viereinhalb Millionen Einwohner zählt — nicht einmal halb soviel wie das heutige London — und daher der eigenen Industrie keinen großen Inlandmarkt zur Verfügung stellen kann. Wir können daher keine Massenfabrikationen aufbauen, die sich auf einen großen Inlandabsatz stützen können, wie z. B. vor allem die Vereinigten Staaten oder England oder vor dem Krieg auch Deutschland. Das ist darum in unserem Zusammenhang wichtig, als Massenproduktion stark verbilligend wirkt und die Gestehungskosten wesentlich senkt.

In massenweise fabrizierbaren Produkten werden uns also große Industriestaaten kostenmäßig immer überlegen sein. Die Schweiz wird damit abgedrängt vor allem auf die Anfertigung von Spezialprodukten, die für die „Großen" nicht so interessant, weil zu mühsam sind. Ein typisches Beispiel ist der Bau von Anlagen für elektrische Kraftwerke: Turbinen sind keine Massenartikel. Spezielle Werkzeugmaschinen, Meßinstrumente, modische Spitzenleistungen der Textilindustrie, sozusagen modische „Primeurs" sind weitere Beispiele.

Es sei noch einmal zusammengefaßt, daß die Schweiz wegen des Fehlens genügender Nahrungsmittel und Rohstoffe einen großen Importbedarf hat. Dieser wiederum zwingt uns zu umfangreichen Exporten. Lange Transportwege und die Unmöglichkeit, in Massen fabrizieren zu können, erhöhen unsere Kosten und zwingen unsere Exportproduktion in ganz bestimmte Richtungen: Wir sind zur Herstellung hochqualifizierter, arbeitsintensiver Spezialprodukte gezwungen.

Von diesem Ausgangspunkt aus erklären sich nun eine ganze Reihe von Eigentümlichkeiten der schweizerischen Wirtschaft, der schweizerischen Wirtschaftspolitik, ja unseres Volkscharakters.

Objektiv gesehen ruht die schweizerische Volkswirtschaft auf einer sehr labilen Grundlage. Der Absatz der schweizerischen Ware im Ausland — eine Existenzfrage für uns — ist immer wieder Bedrohungen ausgesetzt. Alle unsere Erfindungen, unsere Spezialprodukte können nachgeahmt werden. Es ist ein ständiger Kampf, Neues hervorzubringen, an der Spitze des technischen Fortschrittes zu bleiben, neue Bedürfnisse der ausländischen Volkswirtschaften zu entdecken. Das bedeutet viel Arbeit. Wir können uns also kein geruhsames Leben leisten. Der Schweizer ist eine Arbeitsnatur, muß es aber auch sein.

Die Qualitätsarbeit ist A und O

unserer nationalen Existenz. Ein Qualitätsarbeiter aber kann nicht wie ein Hund leben, er braucht einen gewissen, einen ziemlich hohen Lebensstandard. Der hohe Lebensstandard muß weit verbreitet sein, sonst fehlt die Grundlage unserer Exportproduktion, unserer Existenz.

Es ist sehr nützlich, sich klar zu machen, daß unser hoher Lebensstandard für uns nicht Muße, Genuß bedeutet, sondern Notwendigkeit, Voraussetzung unserer Leistung, unserer unbedingt notwendigen Arbeitsleistung. Dadurch erhält der Wohlstand der Schweiz ein anderes, ein ganz neues Gesicht.

Noch etwas anders in diesem Zusammenhang: Qualitätsarbeit entsteht nicht von heute auf mor-

*) Referat gehalten an der Internationalen Tagung des Bundes Schweizerischer Frauenvereine 19. bis 23. Juni 1948 in St. Gallen.

Wie machen wir Ferien?

Auf sehr verschiedene Weise natürlich, je nach Temperament, gewöhnlicher Lebensweise und vor allem je nach dem Tief- oder Hochstand unserer Kasse. Im allgemeinen machen Leute mit Hochstands-Kassen viel weniger gute, d. h. für ihre Gesundheit und ihr Wohlbefinden zuträgliche Ferien als die andern. Denn diese besitzen heutzutage meist ein Auto und wenn sie männliche Familienangehörige aller Altersstufen haben, die à tout prix auch in den Ferien motorisiert leben wollen, so ist jede Ruhe, will heißen, jedes behagliche Verharren in einem ganz passiven fast lethargischen Zustand für die Familienmutter von vornherein illusorisch. Denn: entweder muß sie mitherumfahren, oder dann liegt sie allein im Hotel zuerst friedlich im Liegestuhl im Garten, sich der Ruhe freuend, um dann bei zunehmendem Abend und beginnender Nacht, die gehabte Erholung in jenem unheimlichen Angstgefühl um ihre motorisierten Angehörigen prompt abzureagieren, das jede Mutter und Frau einer Auto- und fahrfähige Männer besitzenden Familie zur Genüge kennt. Da wäre mal Raschlag Nr. 1: bei Familienferien ohne den „Karren" in die Ferien gehen!

Für den großen Durchschnitt der Frauen fällt ja dieses Problem gottlob weg. Aber für sie gibt es genug andere. Für mich ist eines der sonderbarsten dasjenige der Vorbereitung auf die Ferien. Diese werden von vielen Frauen so fieberhaft betrieben, in den letzten Tagen oft bis in alle Nacht hinein, daß sie mindestens die erste Ferienwoche so erschöpft sind, daß sie noch gar nichts davon haben. Da wird in der Wohnung geputzt, aufgeräumt, weggestellt, eingeschlossen, als ob man mindestens in die Ewigkeit abreisen wollte, und seinen Nachfahren doch einen recht tüchtigen Eindruck seiner Hausfrauenfähigkeiten „vermachen" möchte. Jede Schublade, jeder Schrank, jedes Nährdrückli wird aufgeräumt, es ist fast nicht zu beschreiben!

Und dann erst noch die Kleiderfragen: Gewiß, man möchte seine Kinder sauber und ganz und recht versorgt in die Ferien schicken. Aber ist es dazu nötig, daß noch in alle Nacht genäht und geschneidert wird? — sie laufen doch daheim auch anständig und nett herum, im Haus und in der Schule. Warum müssen die Kinder den Begriff bekommen, das alles sei nicht gut genug für fremde, andere Leute? Und für sich selber: man muß zur Schneiderin, zur Modistin, dieses Kleid ändert man selber, jenen Hut trempelt man um, man näht Kräglein und Manschettlein; dieses Jahr versucht man alten Fahnen etwas von der „neuen Linie" beizubringen — eine Linie übrigens, die nur eine Mehrbelastung der bereits überlasteten Frauen mit sich bringt — und man ermüdet sich mit unnötigen Ueberlegungen, Arbeiten, Sorgen; man opfert Zeit, Schlaf, Nerven, wozu denn eigentlich? Weil man die sonderbare fixe Idee hat, daß man für eine fremde Umgebung irgendwie besser, eleganter, chicker aussehen müsse als für seine Lieben, seine Freunde, seine Umgebung daheim. Ist das eigentlich eine kluge Ueberlegung? wäre es nicht besser sich zu sagen: Wenn ich mit dem was ich habe für meinen Lebenskreis gut genug bin, so bin ich es erst recht für fremde Menschen, die mich gar nichts angehen. Ist da nicht irgendwo in der Tiefe unseres Seins der Wunsch mehr zu scheinen als wir eigentlich sind, zu imponieren mit etwas, was eigentlich über unsere Verhältnisse geht? Dieser Wunsch, der im Leben der Einzelnen und der Familien so viel Unheil anrichtet!

Es ist ja wahr, die meisten Menschen beurteilen uns nach Aeußerlichkeiten, und meistens gibt es in der Menge nur einige wenige, die den raschen Blick für das eigentliche Wesen einer Persönlichkeit haben. Nach seiner Straßentoilette wird man eingereiht in reiche oder arme, kultivierte oder primitive Menschen mit entsprechendem Milieu. Da fällt mir eine bezeichnende kleine Geschichte ein, die einer alten Freundin von mir begegnet ist. Sie ging immer sehr einfach, manchmal sogar etwas „bohémemäßig" gekleidet aus. Dann hatte sie einmal ein großes Familienfest in ihrem alten Haus, das mit lauter Möbeln und Bildern aus altem Familienbesitz recht gemütlich aussieht. Eine fremde, für den Service zugezogene Servierfrau betrachtete alles sehr genau, besonders einen alten, holländischen silbernen Früchteteller auf der Festtafel und sagte dann ganz trostlich: „Das hätte ich nie gedacht, daß Sie so etwas haben! Wenn man Sie auf dem Markt und in der Stadt sieht, würde man nie denken, daß Sie so schöne Sachen haben könnten." Die alte Frau lachte herzlich und meinte: „ja mit dem silbernen Korb kann ich halt wirklich nicht „uf de Märt". —

Aber eben so ist es, man will, daß fremde Menschen uns richtig, d. h. auf der richtigen Höhe, und womöglich noch ein weniger höher einschätzen, und deshalb macht man sich vor den Ferien todmüde. Und dann endlich in den Ferien! Wir, heute so stark beanspruchten Hausfrauen sollten vor allem Ruhe und Stille haben, und dazu womöglich Allein-Ferien, oder mindestens einen Teil derselben als Allein-Ferien verleben können. Einmal aufstehen, frühstücken, schlafen, essen, herumliegen, spazieren gehen, wann und wie lange wir wollen; einmal mit den Menschen Kontakt suchen, die uns anziehen, und unsere Angehörigen vielleicht gerade nicht, einmal einfach 2—3 Wochen als dicker, hartgesottener Egoist leben dürfen, der sich nicht ständig den Wünschen seiner Angehörigen, den Notwendigkeiten seiner Hausgemeinschaft, den Erfordernissen des Berufes anpassen muß.

Ich weiß, es tönt schrecklich herzlos, egoistisch, unsozial — aber bei der heutigen körperlichen und geistigen Beanspruchung der Frau ist es das Einzige, was ihr wieder die nötige Kraft, die nötige innere Freude, und die unerläßliche liebende Bereitschaft für die übrigen 11 Monate des Jahres gibt. Wohl wäre es schön, gemeinsam mit seinem Lebensgefährten, seinen Kindern Ferien zu verleben, aber wo es darum geht, überbeanspruchte Kräfte der Seele und des Körpers zu regenerieren, wie dies in den Ferien geschehen sollte, wäre es nötig, daß öfters als bisher von allen Seiten das Opfer gebracht würde, daß die Frau ihre Ferien als wirkliche Ruhe- und Entspannungs-Zeit verleben könnte, frei von jeder Bindung, jeder Anpassung an alle diejenigen, denen sie sonst Tag für Tag in aufopfernder Liebe und Willigkeit freundlich und froh bereit stehen möchte.

J. Ch.

gen, sie beruht weitgehend auf einer ungebrochenen Tradition. Dazu gehört eine gewisse Konstanz, eine gewisse Sicherheit. Konstanz und Sicherheit erscheinen aber groteske, unerfüllbare Forderungen in einem Land, das so stark vom Export und damit von den Wechselfällen, von Krisen und Depressionen im Ausland abhängig ist. Wie war es möglich, so fragt man sich, daß die Schweiz relativ so unerschüttert durch die Weltwirtschaftskrise der Dreißigerjahre und durch die beiden Weltkriege durchgekommen ist, also durch Zeiten, in denen die früheren außenwirtschaftlichen Beziehungen größten Veränderungen, ja der Auflösung unterworfen waren?

Wesentlich zur Wahrung der nötigen Konstanz und Sicherheit hat wohl das Vorhandensein von Reserven, von „Polstern" beigetragen, und zwar der Polster in den verschiedensten Formen. In den Dreißigerjahren ist es z. B. darum nicht zu schwerer Arbeitslosigkeit gekommen, weil, als der Export zurückging, immer noch relativ viel gebaut wurde mit Geld, das in den vorangegangenen guten Jahren gespart, in Reserve gelegt worden war.

Eine ähnliche Rolle spielten die Reserven auch in diesem Kriege. Jede Haushaltung, Handel und Industrie wurden zum Anlegen von Pflichtlagern angehalten. Ueber die Pflichtlager hinaus sind auf eigene Initiative beträchtliche Lager überall angelegt worden, aus der Ueberlegung heraus, nur dadurch könne man sich einigermaßen sichern und die Produktion weiterführen.

Das Reservenbilden, das Auf-Sicherheit-Abzielen ist eine sehr ausgeprägte Eigenschaft der Schweizer und zeigt sich überall, bei Hausfrauen und Unternehmern. Die Unternehmer kalkulieren bei ihren Kostenrechnungen verhältnismäßig große Sicherheitsmargen ein; es wird nicht zu knapp kalkuliert. Die Schweizer Hausfrau schaut darauf, daß sie gewisse Vorräte besitzt. Wäschevorräte der englischen Hausfrauen z. B. waren schon vor dem Krieg klein im Verhältnis zu jenen entsprechender schweizerischer Haushaltungen.

Nun ist es nicht einfach so, daß man sich in der Schweiz eben Reserven leisten kann, weil man reich ist. Reservenbilden ist an sich nicht möglich ohne Sparen, ohne Verzicht auf andere Ausgaben. Man muß eben eine Zeitlang auf so und so viele andere Dinge verzichten, bis man sich ein ganzes Dutzend Leintücher, eine Nähmaschine, einen Sack Zucker leisten kann. Die Schweizer sind im Durchschnitt sparsam, sie sind nicht verschwenderisch veranlagt und haben Zeiten erlebt, wie im 19. Jahrhundert, wo sie angesichts der damaligen Armut der breiten Schichten in geradezu phänomenaler Weise gespart haben.

Wie sehr uns das Sparen in Fleisch und Blut übergegangen ist und zu unserem spezifischen Charakter gehört oder zumindest gehörte, erweist sich bis in tausend kleine Züge des täglichen Lebens. Die oft beobachtete ausländische Sitte, Reste der Mahlzeit auf dem Teller liegen zu lassen, ist uns fremd, ebenso die vor dem Krieg in England geübte Sitte, von den Pflaumen die Haut, vom getoasteten Brot die Rinde nicht zu essen.

Sparen ist eine Tugend,

Schachern und Knausern ein Laster. Der Uebergang von der Tugend zum Laster wird leicht gemacht, besonders in der Schweiz. Es wird in der Schweiz oft sinnlos geknausert und das färbt auch auf den ganzen Charakter ab. Wir sind deshalb wenig großzügig, ängstlich und kleinmütig, es gelingt uns nur schlecht, uns von den üblen Nebenerscheinungen des Sparzwanges, unter dem wir leben, freizuhalten.

Es sei aber noch einmal wiederholt, daß das Sparen, das Polsterbilden für die Schweiz so wie nun einmal ihre Lage ist, eine gewisse Notwendigkeit bedeutet. Ein Land, das in erster Linie Qualitäts- und Spezialprodukte herstellt und herstellen muß, erscheint ja im heutigen verarmten Europa an sich eine Absurdität zu sein. Eine so kunstvolle und empfindliche Struktur unserer Wirtschaft ist überaus risikobeladen. Sie ist nur möglich, wenn sie auf ausreichenden Reserven und Polstern ruht.

Darum erscheint es nun außerordentlich schwerwiegend und bedrohlich zu sein, daß in letzter Zeit auch in der Schweiz, obwohl in geringerem Maße als im Ausland, der Sparsinn verloren geht. Es sind die bekannten Phänomene wie anderswo, wenn auch in abgeschwächter Form, die zu dieser Entwicklung geführt haben: Steigende Preise und hohe Steuern lähmen den Sparwillen, lassen das Sparen sinnlos erscheinen. Die Verbesserung der sozialen Einrichtungen vermindert zudem den Zwang zum individuellen Sparen. Wer bisher gespart hat, ist schlecht gefahren. Auch in der Schweiz sind heute die Renten- und Pensionsbezüger die Leidtragenden. Daß es großen Bevölkerungsschichten gegenwärtig in der Schweiz wirtschaftlich gut geht, darf nicht darüber hinwegsehen lassen, daß die Renten- und Pensionsbezüger, weite Schichten des Mittelstandes, beträchtlich verarmt, zu einer sehr bescheidenen Lebenshaltung gezwungen sind.

In diesem Zusammenhang sei kurz das Thema der Preise berührt, das für die Schweiz eine besondere Bedeutung hat.

Während in anderen Staaten die staatliche Rationierung, die Rohstoffzuteilung, die Arbeits- und Produktionslenkung eine ausschlaggebende Rolle spielen, hat die Schweiz solche Maßnahmen, so weit sie während des Krieges notwendig waren, sehr weitgehend wieder abgeschafft. Produktion und Konsum richten sich wieder nach den Preisen der Güter. Daß in der Schweiz alle Waren erhältlich sind, heißt darum für den einzelnen Schweizer noch nichts, solange die Preise einfach so hoch sind, daß er sich die Ware nicht leisten kann.

Die Preise stabil zu halten,

sie nicht einfach laufen zu lassen, ist für die Schweiz eine ganz besonders wichtige Aufgabe. Und zwar nicht nur darum, weil bei stabilen Preisen mehr gespart und das Los der Rentner und Pensionsbezüger erleichtert wird. Vor allem auch darum, weil die Schweiz ein Exportland ist und darum nicht höhere Preise als ihre ausländischen Konkurrenten haben darf. Die Schweiz erlebte im Kriege eine relativ starke Preissteigerung, d. h. im Vergleich zu den andern großen Industriestaaten, den Konkurrenten unserer schweizerischen Exportindustrie. Nach dem Krieg sind die Preise im weltwirtschaftlich wichtigsten Land, in den Vereinigten Staaten, dagegen stärker gestiegen, so daß sich der Unterschied wieder verringert hat. Die Schweiz hat sich mit einigem Erfolg um die Eindämmung der inflatorischen Preisauftriebstendenzen im eigenen Land bemüht. Die Preiskontrolle wurde beibehalten, die im Krieg eingeführt worden war. Anfangs dieses Jahres ist auch das sogenannte Stillhalteabkommen zustande gekommen, durch das sich alle großen Wirtschaftsverbände freiwillig verpflichteten, vorläufig von Lohn- und Preissteigerungen abzustehen. Daß sich aber hier für die Schweiz immer wieder schwierige Probleme stellen, namentlich im Hinblick auf den Preisschutz, den wir unserer Landwirtschaft gewähren müssen, sei nur kurz erwähnt.

Gerade mit Rücksicht auf unsere Preisstabilität hat nun die Schweiz auch eine relativ vorsichtige Kreditpolitik gegenüber dem Ausland betrieben. Auslandskredite bergen immer die Tendenz und Gefahr in sich, im eigenen Land die Preise steigen zu lassen. Das erweist sich zur Zeit z. B. in Schweden, dessen Kreditgewährung nach dem Krieg weiter ging als die der Schweiz. Die stärkere Steigerung der schwedischen Großhandels- und Exportpreise seit Kriegsschluß dürfte nicht zuletzt auf diese umfangreiche Kreditgewährung zurückzuführen sein. Die Schweiz war vorsichtiger. Da wir auch in Zeiten schärferer Konkurrenz und größeren Preisdruckes, wie wir sie für die nächste Zukunft erwarten, exportieren müssen, so müssen wir darauf bedacht sein, mit unseren Preisen einigermaßen konkurrenzfähig zu bleiben.

Der Exportzwang — um das bisher Gesagte zusammenzufassen — führt die Schweiz logischerweise dahin, Polster zu bilden und zu sparen, inflatorische Preissteigerungen zu bekämpfen und daher auch bei Kreditgewährungen an das Ausland vorsichtig zu sein.

Es klingt dies alles sehr nüchtern. Es ist aber darauf hinzuweisen, daß Länder wie Schweden, die in ihrer Kreditgewährung an das Ausland viel großzügiger vorgingen als wir, aber nicht die nötigen Konsequenzen in Bezug auf die Einschränkungen ihrer eigenen Ansprüche zogen, sich sozusagen übernommen haben und in Tat und Wahrheit nun wohl eher weniger leisten können als die vorsichtigen Schweizer. Vielleicht ist diese

Apologie der Schweiz

beeindruckend, aber doch nicht ganz überzeugend. Wenn man feststellt, daß die zum Export gezwungene Schweiz Qualitätsarbeit und darum einen relativ hohen Lebensstandard mit Reserven und Sicherheit braucht, daß solche Ueberlegungen auch den Grad unserer Hilfstätigkeit an das Ausland bestimmen müssen und uns ein gewisses Maß auferlegen, so kann man dagegen mit einigem Recht einwenden, daß es in der Schweiz viele Leute gibt, die in Saus und Braus leben und die leicht mehr helfen könnten, ohne dadurch die schweizerische Qualitätsarbeit zu gefährden.

In Saus und Braus lebende Menschen gibt es freilich überall und zu allen Zeiten; sie haben zudem die Eigenschaft, besonders aufzufallen. Dagegen kann auch auf die zahlreichen Schweizer — oft in bescheidenen Verhältnissen lebend — hingewiesen werden, die sich wirklich in anständiger Weise bemühen, Hilfe zu leisten und auch persönliche Opfer auf sich zu nehmen.

Um sich aber von mehr persönlichen und darum zufälligen Eindrücken möglichst frei zu halten und ein objektives Bild der schweizerischen Hilfstätigkeit zu erhalten, gibt es nur einen Weg: den Umfang der schweizerischen Hilfeleistungen insgesamt zusammenzustellen. Was hat die Schweiz insgesamt, sei es in Form von Hilfeleistungen à fonds perdus, was in Form von Krediten an die Linderung der Kriegsnot und den Wiederaufbau Europas geleistet?

Die schweizerischen Hilfeleistungen

im Krieg und in der Nachkriegszeit sind bis ungefähr Ende 1947 auf etwas über 2 Milliarden Fr. geschätzt worden.

Von dieser Gesamtsumme entfallen 0,25 Md. Fr. auf Gold, das die Schweiz den Alliierten überlassen mußten, da diese behaupteten, die Schweiz sei während des Krieges von Deutschland mit Raubgold bezahlt worden. Die Schweiz hat zwar diese These nicht als richtig anerkannt, hat sich aber bereit erklärt, diese Summe in Gold als einen Beitrag zur Befriedung und zum Wiederaufbau Europas zur Verfügung zu stellen.

Die restlichen knapp zwei Milliarden Franken, die die Schweiz aufgebracht hat, bestehen ungefähr zur Hälfte aus kommerziellen Krediten, zur andern Hälfte aus eigentlichen Spenden. Kommerzielle Kredite wurden seit Kriegsende gewährt an Frankreich, Belgien und Luxemburg, Holland, die Tschechoslowakei, England, Dänemark, Norwegen, Jugoslawien, Rumänien und neuerdings auch an Schweden. Zu etwa drei Vierteln waren es staatliche Kredite, zu einem Viertel Kredite privater Kreditgeber.

Die eigentlichen Spenden sollen bis Ende 1947 etwa 950 Mill. Fr. erreicht haben, was eine in mancher Hinsicht vorsichtige Schätzung ist. Die Milliarde dürfte in diesem Jahr wahrscheinlich überschritten werden, wenn man berücksichtigt, daß offiziell allein die gegenwärtigen Liebesgabensendungen an Verwandte und Bekannte im Ausland auf 100 Mill. Fr. jährlich geschätzt werden, von privater Seite sogar noch etwas höher.

Von den 950 Mill. Fr. entfallen etwa 550 Mill. Fr. auf Leistungen des Bundes. Hauptposten der eidgenössischen Hilfeleistung bilden die Ausgaben für zivile Flüchtlinge und Militärinternierte. 152 Mill. Fr. gewährte der Bund der Schweizerspende.

Die Schweizerspende — das sei hier eingefügt — wurde kurz nach dem Krieg, sozusagen als Dankopfer für die gnädige Bewahrung, als große Sammelaktion durchgeführt. Da die Schweiz nicht der UNO angehört und daher auch nicht der UNRRA beigetreten ist, sollte die Schweizerspende auch zugleich das schweizerische Aequivalent eines UNRRA-Beitrages bilden. Sie ergab aus öffentlichen und privaten Mitteln zunächst einmal 188 Mill. Fr., wozu dann später noch weitere Mittel kamen.

Die privaten Leistungen lassen sich wiederum in zwei Hauptgruppen aufteilen; in jene der individuellen Spenden an Verwandte und Bekannte und in jene der großen Hilfswerke. Insgesamt haben diese privaten Leistungen bis Ende 1947 rund 400 Mill. Fr. erreicht.

Davon entfallen 100 Mill. Fr. auf die Paketsendungen an Private, eine Form der Hilfeleistung, die besonders nach dem Krieg einen immer größeren Umfang erreicht hat. Diese individuelle Hilfeleistung ist charakteristisch für den Schweizer, der sich nur relativ schwer für unpersönliche Großaktionen begeistern läßt.

Es sei hier kurz darauf aufmerksam gemacht, daß natürlich Schätzungen über diese individuellen Hilfeleistungen sehr schwer durchführbar sind und daher ihr Unsicherheitskoeffizient groß ist. Altkleider- und Alt-Schuhpakete sind z. B. in ihrem Wert kaum zu erfassen. Geschätzt wurde, daß im Jahre 1947 der private Paketverkehr, der also nicht über Liebesgabenfirmen ging, 1 ein Viertel Mill. Stück umfaßte und in den ersten fünf Monaten dieses Jahres mit der Lockerung der Postausfuhrbestimmungen noch weiter zugenommen hat.

Weiter ist zu berücksichtigen, daß nicht alles, was durch Liebesgabenfirmen geschickt wird, wirklich den Namen einer Liebesgabensendung verdient, sondern auf diese Weise Transaktionen durchgeführt werden, die rein geschäftlichen Charakter tragen. Ich erwähne nur ein „zahmes" Beispiel: Sendungen deutscher Bücher im Postverkehr aus Deutschland gegen Kaffee-Pakete. Endlich wären auch die Gelder abzuziehen, die gewisse Liebesgabenfirmen als eigenen Gewinn zurückbehalten oder die von dubiosen Firmen, die es leider auch gibt, unterschlagen worden sind. Zahlen, die darüber Auskunft geben und die die Schätzungen genauer machen würden, sind leider unbekannt.

Von den großen Hilfswerken haben die privaten Hilfsorganisationen wie Caritas, Hilfswerk der evangelischen Kirchen, Arbeiter-Hilfswerk usw. zusammen bis Ende 1947 schätzungsweise 42 Mill. Fr., die Flüchtlingshilfe 69 Mill. Fr., das Internationale Rote Kreuz 25 Millionen Franken, das Schweizerische Rote Kreuz und seine Kinderhilfe 108 Mill. Fr. aufgebracht. Endlich sei der Vollständigkeit halber noch einmal der Beitrag der Privaten an die Schweizerspende von rund 50 Mill. Fr. erwähnt. In den

Aufwendungen der Kinderhilfe des Roten Kreuzes

sind auch die Kosten enthalten, die schweizerischen Pflegeeltern durch die Aufnahme ausländischer Kinder entstanden sind. Allein durch das Rote Kreuz haben bis heute 150 000 Kinder Aufnahme in der Schweiz gefunden. Die Kosten eines Kindes, das für drei Monate in der Schweiz weilt, sind nach obiger Schätzung sehr tief mit 300 Fr. angesetzt worden. Eine Schätzung des Roten Kreuzes selbst geht auf 400 Fr. und von anderer, kompetenter Seite sind 500 Fr. genannt worden. Die Beherbergung ausländischer Kinder dürfte also leichtlich bedeutend mehr Kosten verursacht haben, als die obige Schätzung angenommen hat.

Um nun sozusagen einen internat. Maßstab zu gewinnen für das, was die Schweiz geleistet hat, sei die Gesamtsumme von etwa 2,1 Md. Fr. Hilfeleistungen und Krediten mit den amerikanischen Leistungen verglichen. Die Vereinigten Staaten haben von Kriegsende bis Ende 1947 nach offiziellen Angaben 17,35 Md. Pfund Sterling an Hilfeleistungen und Krediten an das notleidende Ausland aufgebracht. Würde man die 2,1 Md. Fr. der Schweiz in Dollar umrechnen und in Beziehung setzen zur etwa 33 mal größeren Bevölkerung der Vereinigten Staaten, so käme man auf ziemlich genau die gleiche Ziffer, eher noch etwas höher. Wenn den Vereinigten Staaten, einerseits eine stärkere Hilfeleistung zuzumuten ist wegen der größeren Produktivität der amerikanischen Volkswirtschaft und ihrer weltpolitischen Stellung, die sie beanspruchen, so muß doch anderseits gesagt werden, daß die Schweiz eben näher bei den kriegsnotleidenden Ländern liegt und aus diesem Grunde von ihr eine relativ größere Hilfe erwartet werden kann.

Zwei Punkte sind zum Schluß noch besonders hervorzuheben, die bei einer Beurteilung der schweizerischen Hilfstätigkeit nicht übersehen werden sollten:

Erstens einmal sollte nie vergessen werden, daß die Schweiz ein kleines Land ist. Wir sind in der Schweiz 4,5 Millionen Menschen, während Europa ohne Rußland schon vor dem Krieg über 400 Millionen Menschen zählte, also rund das hundertfache. Es ist gut, sich dieses Verhältnis von 100 Europäern auf 1 Schweizer vor Augen zu halten, wenn man sich eine Vorstellung von der Hilfe machen will, die die Schweiz im besten Falle leisten kann.

Und dann noch ein Punkt: Die schweizerische Hilfeleistung ist — gerade verglichen mit der bisherigen Hilfe der Vereinigten Staaten — in verhältnismäßig großem Umfang in Form eines reinen Geschenkes zur Linderung der Not und nicht in Form von Krediten zur Förderung des Wiederaufbaus gewährt worden. Wohl hat sich die Schweiz im einzelnen bemüht, auch ihre Geschenke so zu gestalten, daß damit die Selbsthilfe in den Notgebieten möglichst gestärkt wurde. Einen entscheidenden Einfluß auf die Wiederherstellung der Produktionskraft der kriegsverwüsteten Länder konnte sie indessen nicht ausüben.

Gerade aber auch die „Schenk"form der schweizerischen Hilfeleistung dürfte mit der Tatsache, daß die Schweiz ein kleines Land ist, im Zusammenhang stehen. Wenn die Vereinigten Staaten das Hauptgewicht auf wiederaufbaufördernde Kredite legten, so ist dies sinnvoll, weil sie zugleich auch die notwendigen politischen Entscheide, z. B. über Produktionskapazität oder Demontage in den unterstützten Ländern fällen konnten. Für die Schweiz, die von diesen Entscheidungen ausgeschlossen ist, ist es dagegen realistischer, ihre Hilfe von vorneherein möglichst „à fonds perdus" zu gewähren.

Die persönliche Ansicht der Referentin ist es allerdings, daß die reine „Schenkform" der Hilfeleistungen nicht ideal ist und sehr viele Gefahren hat. Beziehungen von Mensch zu Mensch, die sich auf das Geben des einen Teils und das Nehmen des andern gründen, können sehr schön und wertvoll sein, sind aber in der Regel außerordentlich großen Belastungen auf beiden Seiten ausgesetzt. Es bedeutet schon für den Schenkenden immer wieder eine Anstrengung, um sich in die Notlage des andern zu versetzen, auf eigene Ansprüche zur verzichten und nicht müde zu werden. Und doch ist wohl die Belastung für den Beschenkten noch größer — die Belastung: sich helfen zu lassen und helfen lassen zu müssen. Wie viel einfacher wäre es, menschlich gesprochen, wenn alle Beziehungen auf gegenseitigen Leistungen beruhen könnten und die wirtschaftliche Eigenverantwortlichkeit aller gewahrt werden könnte.

Diesen Segen der Eigenverantwortlichkeit genießt die Schweiz in weitgehendem Maße. Und was uns ein Segen zu sein scheint, das möchten wir auch den andern wünschen und hoffen, daß den Ländern rings um uns herum die Voraussetzung dazu, die wirtschaftliche Erholung, recht bald beschieden sein möge.

Susanne Preiswerk

Das Aluminium in der menschlichen Nahrung

„In der Presse taucht von Zeit zu Zeit etwa die Behauptung auf, daß die Verwendung von Aluminiumgeschirr zur Zubereitung und zum Aufbewahren von Speisen gesundheitsschädlich sei. Die Geschirre sollen Aluminium an die Speisen abgeben, wodurch es zu akuten oder chronischen Vergiftungen kommen soll. Sogar die Erregung vom Krebs wurde dem Aluminiumgeschirr zugeschrieben", schreibt H. Hadorn vom eidgenössischen Gesundheitsamt in den „Mitteilungen aus dem Gebiete der Lebensmitteluntersuchung und Hygiene" Bd. 38, Heft 4/5, 1947 in einer großen Arbeit: „Studien über das Vorkommen des Aluminiums in Naturprodukten und in der menschlichen Nahrung". Er hat diese Frage von allen Seiten angepackt und gelöst, auf Details können wir in diesem Referat aber nicht eintreten. Untersucht wurden Getreide, Gemüse, Mineralwasser, Eier, Früchte, tierische Gewebe.

Das Aluminium findet sich in wechselnden Mengen in allen pflanzlichen und tierischen Geweben. Grüne Pflanzenteile enthalten mehr davon als die gelben oder weißen. Da das Aluminium immer mit dem Chlorophyl vergesellschaftet vorkommt (also in grünen Teilen), liegt die Vermutung nahe, daß ihm eine biologische Bedeutung, etwa als Katalysator, zukommt, wie dies für andere Metalle beispielsweise Eisen, Magnesium und Mangan bewiesen ist. Die Anreicherung des Aluminiums in den äußeren Zellschichten der Pflanze scheint eine allgemeine Regel zu sein, aber auch im Ei ist die direkt unter der Schale liegende Eimembran reicher an Aluminium als das Innere.

Im tierischen Organismus ist das Aluminium ebenfalls in allen Geweben, jedoch in sehr geringer Menge, vorhanden. Hadorn untersuchte dann fertige Speisen auf Aluminium, so Milch, Brot, Café Complet, Mittagessen, Nachtessen und fand den natürlichen Aluminiumgehalt der ganzen Tagesmenge zu 6mg pro Tag. Wird viel Fleisch und Teigwaren gegessen, so verringert sich der Gehalt, sodaß man den Tagesgehalt der Nahrung auf 1,5 — höchstens 10 mg annehmen kann.

Bei normaler Zubereitung von Speisen in Aluminiumgeschirr werden nur unbedeutende Mengen Aluminium gelöst. Je reiner das Metall, desto geringer ist der Angriff. Die gelösten Mengen sind unschädlich, immerhin sollen dauernd Speisen nicht zu lange im Aluminiumgeschirr kochen, und sollen nicht darin aufbewahrt werden, weil sie doch das Metall mehr oder weniger angreifen.

Nun machte Hadorn Versuche mit größern Aluminiumzugaben, um die Schädlichkeit zu erkennen. In keinem dieser Versuche konnte irgend eine Schädigung durch Aluminium nachgewiesen werden. Die Angaben von Erkrankungen und Krebserzeugung sind also unrichtig.